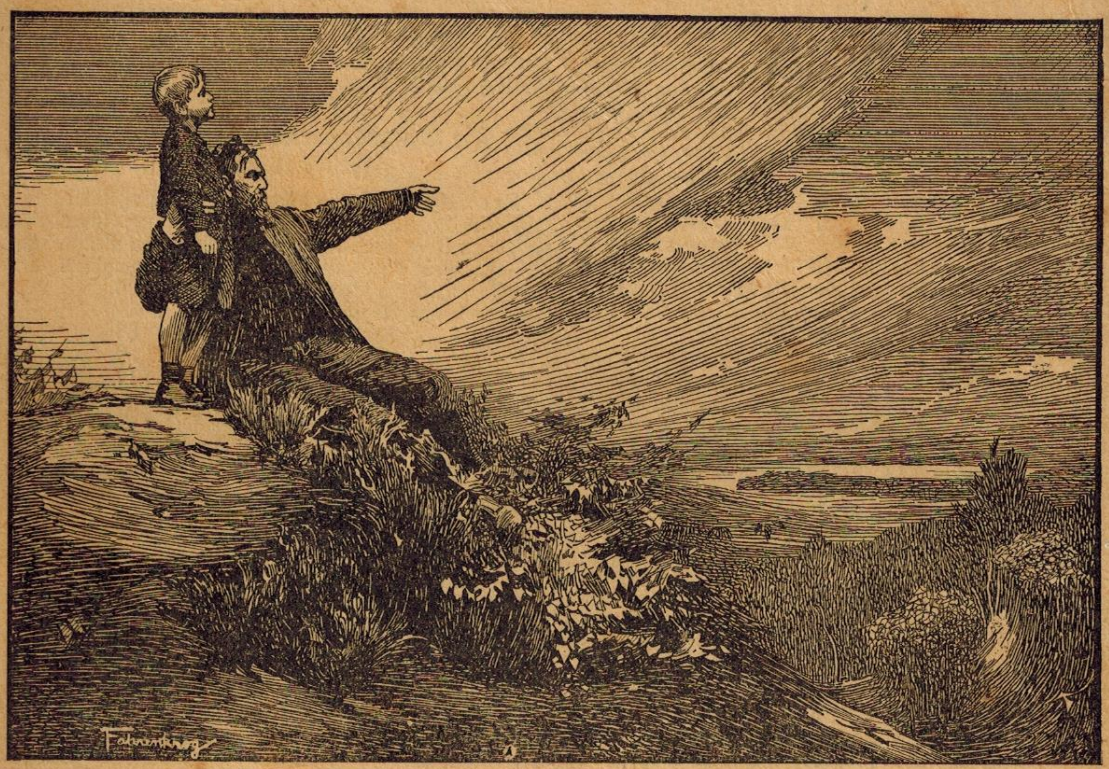
Deutsches Vaterland

Oesterreichs Zeitschrift für Heimat und Volk

Der Auslandsösterreicher

Als Beilagen:

Erzgebirge (Heimatbuch, 12. Bogen) **Der steirische Erzberg** (Heimatbuch, 3. Bogen)



6. Jahrgang 1924 März-Heft

Inhalt:

Was Deutschland gezahlt hat. Von Regierungsrat Prof. Dr. Karl Rausch. — **Hochzeit im Böhmerwalde.** Von Karl Marsch. — **Der Expressionismus als Nachkriegserscheinung.** Von Franz C. Franchy. — **Feiertag.** Von Ida Maria Deschmann. — **Wer ist sie?** Von Olga Hörler. — **Die Freunde.** Von Ida Maria Deschmann.

Bezugsgebühren für 1924: Oesterreich und Deutschland 50.000 K, Tschecho-Slowakei 30 tsch. K, Schweden 4 schw. K, Rumänien 150 Lei, Amerika 2 $, China 3 Jen, Brasilien 20 Milreis, Holland 4 fl. Buchhandel Hälfte Zuschlag

Wien 1924

Verlag, Herausgeber u. verantwortl. Schriftleiter: Dr. Eduard Stepan, Wien, 7. Bez., Westbahnstraße 5

Fernsprecher 39-6-14

Der Auslandsösterreicher.

Nachrichten des Wanderungsdienstes des Bundeskanzleramtes (Inneres).
Wien, 1. Bez., Hoher Markt 5.

Beiblatt der Monatsschrift „Deutsches Vaterland", Oesterreichs Zeitschrift für Heimat und Volk.

Eigentümer, Herausgeber und Schriftleiter Dr. Eduard Stepan, Wien, 7. Bez., Westbahnstraße 5.

Einzige offizielle, unentgeltliche Beratungs- und Auskunftsstelle für Auswanderer (Wanderungsamt, Auslandsösterreicher-Sekretariat mit Archiv und Bücherei), Wien, 1. Bez., Hoher Markt 5.

Die Auswanderungsbewegung im Jahre 1923 in Oesterreich.

Die Auskunftsstelle für Auswanderer in Wien wurde auch im Jahre 1923 ganz außerordentlich in Anspruch genommen, schriftliche Eingaben und persönliche Auskünfte sind rund 35.000 zu verzeichnen; eines starken Besuches erfreute sich auch das Lesezimmer und die Bücherei derselben.

Wie in allen europäischen Staaten hat auch in Oesterreich die Auswanderung eine weitere Steigerung gegenüber dem Vorjahre erfahren. Nach den genauen Aufzeichnungen der Auskunftsstelle in Wien wanderten 15.497 (10.579 im Vorjahre, 36.261 sei 1919)*) Personen nach den Ueberseeländern aus. Dies bedeutet gegen das Vorjahr wieder ein bedeutendes Ansteigen.

Diese Auswanderer verteilen sich wie folgt auf die einzelnen Bundesländer der Republik: Burgenland 6683 (5346, 15.410), Wien 2546 (2093, 7881), Steiermark 2121 (842, 3915), Niederösterreich 2086 (1098, 4522), Kärnten 783 (400, 1375), Oberösterreich 712 (405, 1416), Tirol 240 (115, 560), Vorarlberg 188 (199, 726).

Die hohe Zahl der Auswanderer aus dem Burgenlande ist darauf zurückzuführen, daß bereits vor dem Kriege aus dem damaligen Westungarn Tausende nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders in die Staaten New-York, Pennsylvanien und Illionis auswanderten, die nun ihre Verwandten nachkommen ließen.

Die Gesamtauswanderung aus der Republik beträgt seit 1919 36.261 Personen.

Als Zielländer dieser Wanderungsbewegung kamen in erster Linie die Vereinigten Staaten in Betracht, die in diesem bürgerlichen, nicht Quotenjahre, 9385 (8256, 24.798) Personen aufnahmen, als weitere Zielländer seien genannt: Canada 72 (25, 119), Brasilien 3452 (1472, 7073), Argentinien 2267 (585, 3350), Paraguay 24 (5, 57), Uruguay 25 (20, 57), Chile 21 (20, 36), Peru 3 (1, 9), Bolivien 1 (3, 8), Columbien 3 (1, 10), Ecuador 2 (0, 3), Venezuela 1 (0, 4), Mexiko 57 (22, 102), Niederländisch-Indien 14 (30, 237), Palästina 23 (38, 86), Türkei 17 (2, 24), Persien 5 (1, 100), China 4 (6, 20), Japan 8 (4, 14), Abessynien 9 (1, 15), Aegypten 47 (70, 125), Britische Kolonien 13 (4, 24), Französische Kolonien 6 (2, 10), Australien 5 (2, 10), nichtgenannte Staaten 33 (21, 60).

Nach Berufen gegliedert waren an der Auswanderung unter anderem besonders beteiligt: Land- und forstwirtschaftliche Arbeiter 2791 (2471, 7277), Bergbau und Hüttenbetrieb 72 (40, 188), Metallarbeiter 981 (323, 1603), Industrie in Maschinen, Apparaten, Instrumenten 677 (279, 1188), Holzindustriearbeiter 425 (190, 731), Textilindustrie 62 (47, 161), Bekleidungs- und Putzwarenindustrie 594 (415, 1355), Nahrungs- und Genußmittelindustrie 411 (261, 830), Gast- und Schankgewerbe 304 (218, 627), Baugewerbe 803 (370, 1523), kaufmännisches Personal 513 (340, 1207), Haushaltungspersonal 1230 (1102, 3777), Hilfsarbeiter 1401 (839, 3212), Aerzte 30 (30, 116), Ingenieure 35 (25, 88), Künstler 10 (10, 33), Lehrpersonen 44 (52, 140), Zivilbeamte 295 (196, 709).

*) In der Folge werden die Zahlen des Vorjahres und der Gesamtauswanderung stets in Klammer beigesetzt.

Von der Gesamtzahl der Ausgewanderten entfallen auf die Familienangehörigen (Frauen und Kinder) 3958 (2577, 8393); nach Geschlechtern wanderten aus: männliche Personen 9927 (1922: 6021), weibliche 5570 (1922: 4558), minderjährige waren 4847 (1922: 3755), ganze Familien waren ihrer 1549 (1922: 1017) mit einem Familienstande von 44.706 (1922: 3138).

Die Fahrkosten bestritten 5610 (1922: 2190) aus eigenen Mitteln, für 9887 (1922: 8389) zahlten Verwandte, Freunde und fremde Regierungen (Brasilien) die Ueberfahrt.

Die Auswanderungsbewegung im Februar 1924.

Die absteigende Richtung der Auswanderungsbewegung tritt auch in diesem Monate in Erscheinung, indem die Gesamtzahl der Personen, die Oesterreich verlassen haben, auf 215 zurückgegangen ist. Von ihnen wandten sich:

In die Vereinigten Staaten	106
nach Argentinien	45
„ Brasilien	38
„ Kanada	9
„ andere Ueberseeländer	17

In diesem Monate steht an der Spitze der Bundesländer Wien mit 61 Personen; ihm folgen das Burgenland mit 52, Steiermark mit 39, Niederösterreich mit 34, Oberösterreich mit 15, Kärnten mit 8 und Tirol mit 6 Köpfen. Salzburg und Vorarlberg weisen keine Auswanderer auf.

Nach Berufen gehörten an:

Der Land- und Forstwirtschaft	21
„ Industrie in Maschinen, Apparaten 2c.	19
dem kaufmännischen Personale	13
den metallverarbeitenden Industrien	12
dem Haushaltungspersonale	12
„ Stande der Hilfsarbeiter und Taglöhner	12

Der Rest verteilt sich auf andere Berufe.

In der Gesamtzahl der Auswanderer sind 55 Frauen und Kinder enthalten, sie umfaßt 136 Personen männlichen und 79 weiblichen Geschlechtes, 139 Ledige und 79 verheiratete; in ihr enthalten sind 22 Familien mit 59 Köpfen.

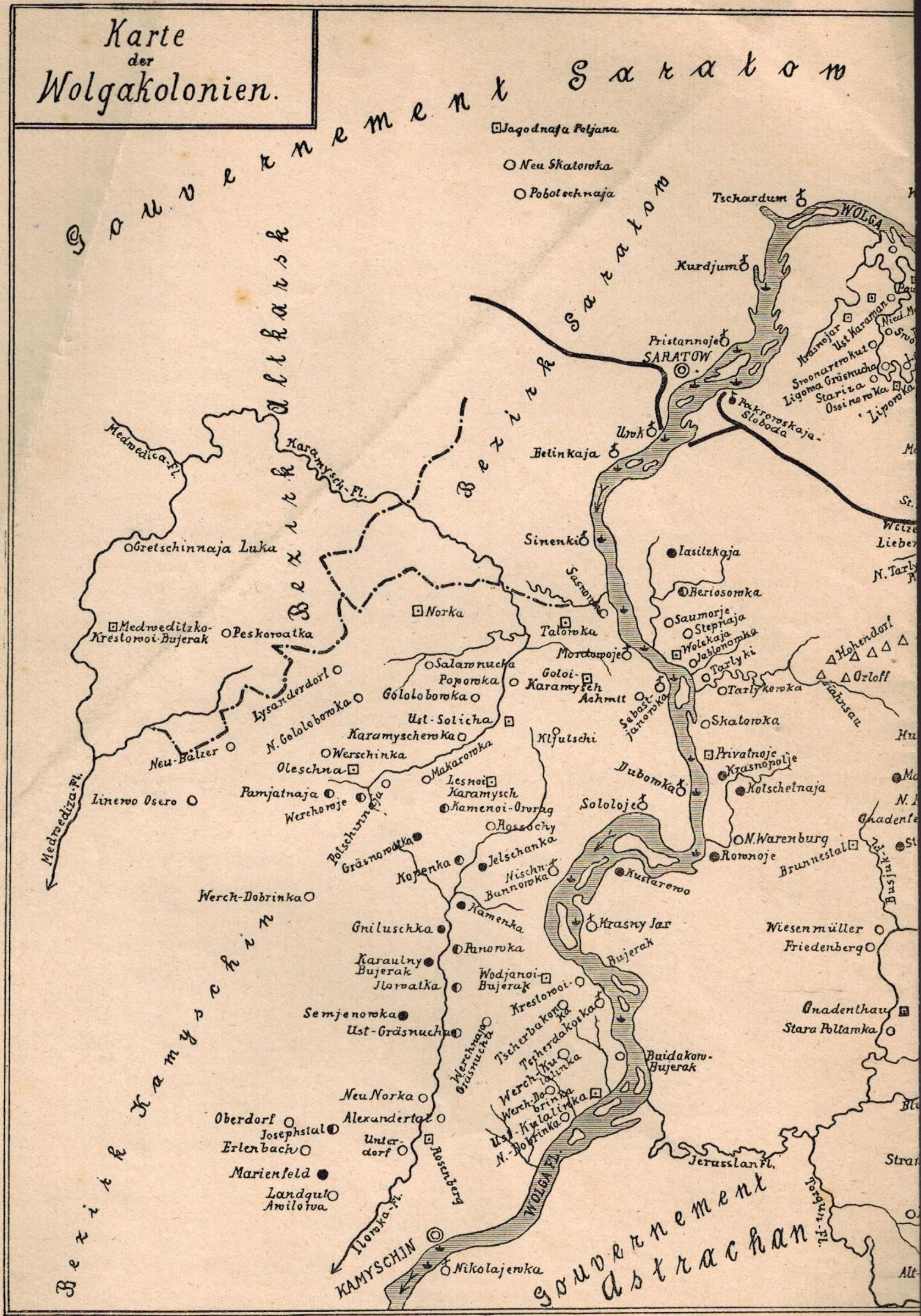
Deutschtum Süd-West-Afrikas gerettet.

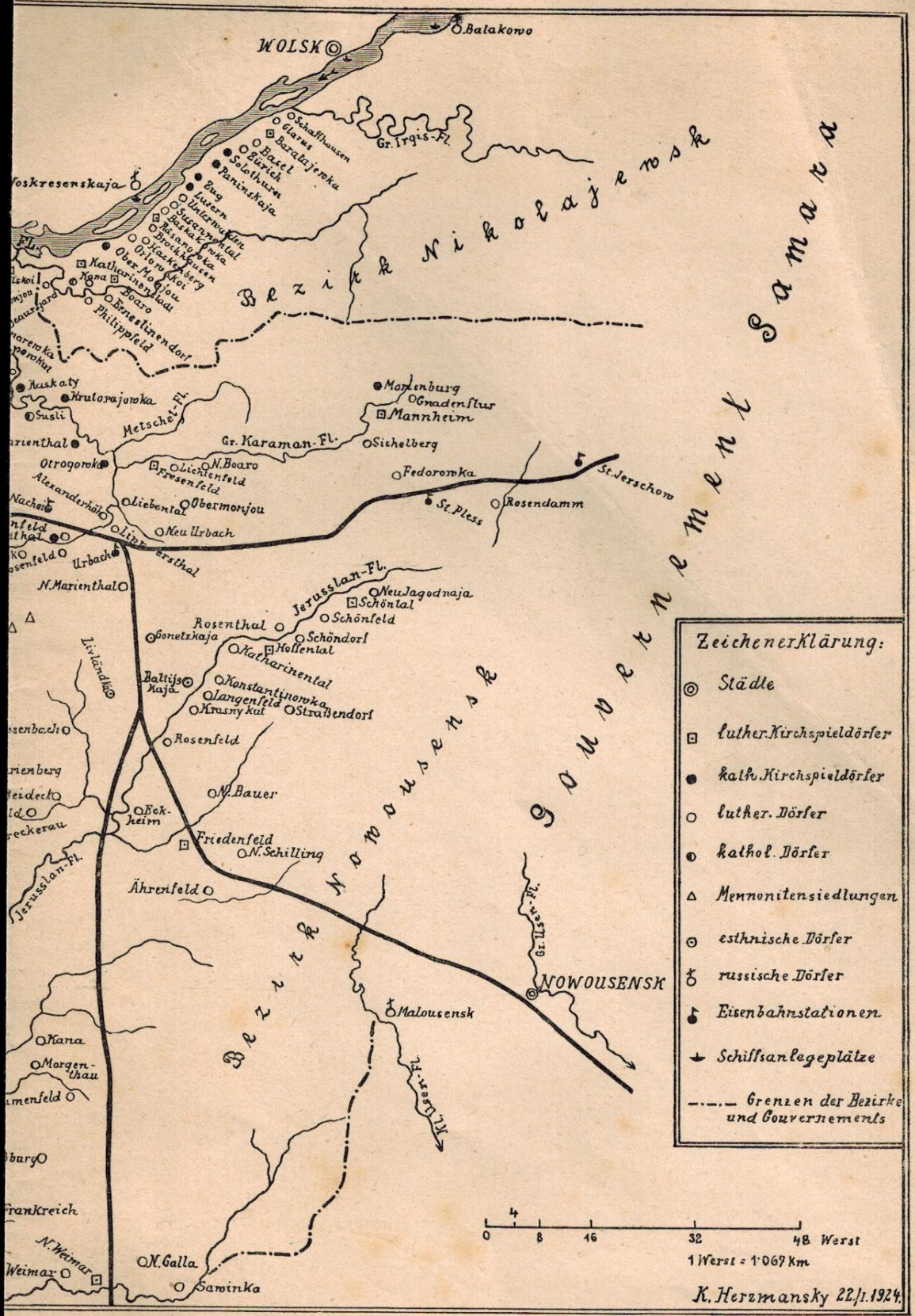
Zwischen General Smuts als Vertreter der Südafrikanischen Union und einer deutschen Delegation aus Südwestafrika hat in Kapstadt eine Regelung der staatsrechtlichen Stellung und der Naturalisierung der früheren deutschen Staatsangehörigen im gegenwärtigen Mandatsgebiet stattgefunden. Den betreffenden Aktenstücken, die jetzt von deutscher Seite veröffentlicht werden, sei folgendes entnommen:

Es ist die Absicht der Regierung der Südafrikanischen Union, die Deutschen in Südwestafrika als Teil der Bevölkerung mit denselben Rechten und denselben Pflichten wie die übrigen Bürger anzuerkennen. Die Verwaltung von Südwestafrika ist ferner zu folgendem bereit:

1. Sie wird jede Erleichterung für den freien Gebrauch der deutschen Sprache gewähren und wird gegen den Gebrauch der deutschen Sprache vor den öffentlichen Behörden und im schriftlichen Verkehr mit diesen keinen

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.


Karte der Wolgakolonien.
Gouvernement Saratow
Bezirk Saratow
Bezirk Atkarsk
Bezirk Kamyschin
Gouvernement Astrachan
Jagodnaja Poljana
Neu Skatowka
Pobotschnaja
Tschardum
WOLGA
Kurdjum
Pristannoje
SARATOW
Pokrowskaja-Sloboda
Krasnojar
Ust Karaman
Swonarewo Kut
Ligowa Gräsnucha
Stariza
Ossinowka
Liporka
Urok
Belinkaja
Medwedica-Fl.
Karamysch-Fl.
Sinenki
Iasilzkaja
Beriosowka
Gretschinnaja Luka
Sasnowka
Norka
Medweditzko-Krestowoi-Bujerak
Peskowatka
Talowka
Saumorje
Stepnaja
Wolskaja
Jablonowka
Hohendorf
Orloff
Mordowoje
Salawnucha
Poporka
Goloi-Karamysch
Achmit
Sebastjanowka
Tarlyki
Tarlykowka
Lysanderdorf
Gololoborka
N. Gololoborka
Ust-Solicha
Skatowka
Karamyscherka
Klfutschi
Werschinka
Neu-Balzer
Oleschna
Makarowka
Privatnoje
Krasnopolje
Dubowka
Kotschelnaja
Pamjatnaja
Werchowoje
Lesnoi-Karamysch
Kamenoi-Owrag
Sololoje
Linewo Osero
Medwediza-Fl.
Rossochy
N. Warenburg
Gräsnowatka
Jelschanka
Rownoje
Brunnestal
Kopenka
Nischn-Bannowka
Kustarewo
Werch-Dobrinka
Kamenka
Gniluschka
Krasny Jar
Wiesenmüller
Friedenberg
Panowka
Karaulny Bujerak
Bujerak
Wodjanoi-Bujerak
Ilowatka
Krestowoi-
Gnadenthau
Semjenowka
Stara Poltawka
Ust-Gräsnucha
Werchnaja Gräsnucha
Buidakow-Bujerak
Neu Norka
Oberdorf
Alexandertal
Josephstal
Erlenbach
Unterdorf
Rosenberg
Marienfeld
Landgut Awilowa
Ilowka-Fl.
KAMYSCHIN
Nikolajewka
WOLGA FL.
Jerusslan Fl.
Torgun-Fl.



Beilage zum Artikel „Die Wolgadeutschen" in der September—Oktober-Folge 1923.

Regierungsrat Prof. Dr. Karl Rausch:

Was Deutschland gezahlt hat.

Durch die Unterredung Lloyd Georges mit einem amerikanischen Zeitungsmann über die Art des Zustandekommens der Vereinbarung, durch welche das linke Rheinufer samt den Brückenköpfen Frankreich tatsächlich ausgeliefert wurde, ist die Aufmerksamkeit wieder stärker auf den ungeheuren Umfang der wirtschaftlichen und finanziellen Lasten hingelenkt worden, die der Vertrag von Versailles dem deutschen Volke auferlegt. Namentlich der verhängnisvolle Umstand kommt nun der Welt allmählich zum Bewußtsein, daß diese Lasten tatsächlich unbegrenzt sind und daß diese Unbegrenztheit einem böswilligen Sieger jederzeit zur Klage auf deren Nichterfüllung eine scheinbare Berechtigung und den Vorwand zur Ergreifung von „Sanktionen" verschafft. Der französische Ministerpräsident Poincaré, auf den Spuren Ludwig des Vierzehnten wandelnd, hat den von diesem Meister politischer Vergewaltigung ersonnenen Begriff der „Reunionen" eben durch diesen Begriff der „Sanktionen" ersetzt, und er weiß ihn zur politischen Machterweiterung ebenso geschickt zu verwenden, wie sein Vorbild sich dadurch Elsaß-Lothringens bemächtigen konnte, das aus einem Beutestück eines mitten im Frieden vollzogenen Raubes nun in den Augen der verblendeten Welt zu einem geheiligten Besitztum Frankreichs geworden ist. Auf Grund des Friedensvertrages von Versailles ist heute das linke Rheinufer besetzt, auf Grund der „Sanktionen" das Ruhrgebiet, und, um das ganze rechtsrheinische Gebiet in die Hand zu bekommen, auf Grund bloßer Gewalt, genau wie zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten, auch die Pfalz. Und diese ganze Soldateska, die Deutschland mitten im sogenannten Frieden überfallen hat, soll es auch noch bezahlen.

Welche Rolle die Besetzungskosten neben den Reparationen und Sachleistungen spielen, ist leicht zu erfassen, namentlich, wenn man erwägt, daß das deutsche Wirtschaftsleben durch die Aufhebung der Zollgrenze im Westen und durch die Besetzung des Ruhrgebietes im innersten Marke auf das schwerste getroffen ist. Auf die Kohlenerzeugung hat Frankreich im Westen und durch Polen auch im Osten die Hand gelegt, die Eisenindustrie will es monopolisieren und den Verkehr hat es durch technisches Unvermögen unterbunden. Zu den Besatzungskosten des linksrheinischen Gebietes kommen nun noch jene des Ruhrgebietes, über deren Höhe zuverlässige Ziffern nicht vorliegen. Aber nach französischen Quellen kostete die Ruhrbesetzung Frankreich schon im Juni 1923 für Zivilzwecke 115 und für militärische Zwecke 176 Millionen Franken und für die Eisenbahnen nicht weniger als 1427 Millionen Franken. Dagegen standen nach dem Berichte des Senators Beranger an die Finanzkommission des Senates an Einnahmen für Kohlensteuer 930.000 Franken, aus den Zöllen 4,111.000, aus Gebühren für Ausfuhrbewilligungen 3,012.000, aus dem Ertrag der Wälder 5,213.000, aus beschlagnahmten Kohlen und Koks 296,336.000 und aus Geldstrafen und anderen Beschlagnahmen 64,000.000, zusammen 373,632.000 Franken. Die Ausgaben waren also dreimal höher als die Einnahmen, und dieses Verhältnis dürfte sich schwerlich geändert haben.

Der passive Widerstand Deutschlands gegen die Ruhrbesetzung hat die deutsche Währung zerstört, aber die Unfähigkeit Frankreichs, die gewaltsam enteignete Quelle des deutschen Reichtums sachgemäß zu verwalten, hat schließlich auch den französischen Franken ins Gleiten gebracht und der tatsächliche Erfolg des französischen Vorgehens ist die Entfesselung einer furchtbaren Wirtschaftskrise und die dadurch bewirkte Auslösung einer ebenso furchtbaren Währungskrise, in deren Verlauf das verhängnisvolle französische Schlagwort allmählich verstummen muß: „Der Deutsche wird alles bezahlen."

Die Wirtschaftskrise und die Währungskrise machen in ihrem Zusammenwirken Deutschland unfähig, sie aus eigener Kraft zu überwinden und selbstverständlich auch unfähig, jene Zahlungen zu leisten, die ihm vertragsrechtlich und nebenher auch vertragswidrig schon aufgebürdet sind oder noch aufgebürdet werden sollen. Wir in Oesterreich haben erfahren, was die Geldentwertung für das Anwachsen des Fehlbetrages im Staatshaushalte bedeutet. Sie ist ein Multiplikator von stets zunehmender Kraft, der immer wieder die Fesseln sprengt, die man ihm anlegt. Zu dem Schwinden der Steuereingänge kommen nun in Deutschland immerzu wie in Oesterreich, die Abgänge der staatlichen Betriebe, die aus Einnahmsquellen zu Verlustschöpfern werden. Dazu kommen dann noch die Opfer, welche die Micum-Verträge fordern, die Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Julius Wolf jüngst als „Reparationsersatz" bezeichnet hat, der den Franzosen als Lösegeld gezahlt ist, damit sie der Industrie des Westens gestatten zu leben und wieder die Räder zu drehen. Er teilt mit, daß auf der vom Abgeordneten Erkelenz zu Anfang dieses Jahres einberufenen politischen Konferenz der frühere Staatssekretär Hirsch berechnet hat, daß auf ein Jahr die übernommenen Lasten an Steinkohle und Koks mindestens 400 bis 500 Millionen Goldmark betragen, die sonstigen Sachleistungen auf Grund der gleichen Verträge, welche bis in die feinste Fertigverarbeitung hinab, bis zu Nadelfabriken und Bauwollwebereien abgeschlossen worden sind, mit 100 Millionen Goldmark niedrig

geschätzt sind, die baren Kohlensteuern zu zehn französischen Franken auf die Tonne bei 100 Millionen Tonnen unter Annahme eines Wertes des Franken von 20 bis 25 Pfennig auf 200 bis 250 Millionen sich belaufen. Das allein wären 700 bis 850 Millionen Goldmark jährlich. Daß die Besatzungsbehörden dem deutschen Fiskus die Zolleinnahmen an der deutschen Westgrenze mit fast einem Viertel des Gesamtertrages dieser Zölle entziehen, geht nebenher, daß sie durch Zwischenzölle zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet die Bevölkerung vielleicht mit 50 Millionen Goldmark brandschatzen, ist auch ein Nebenposten.

Hier ist ein Bild entrollt, das die ganze Tiefe und Gefährlichkeit der Wirtschafts- und Finanzkrise enthüllt, in die Deutschland durch den politischen und wirtschaftlichen Imperalismus Frankreichs gestürzt wurde. Die derzeitigen Beherrscher Frankreichs haben die vorhandenen Möglichkeiten überschätzt, und das hauptsächlich wohl darum, weil sie anscheinend selbst an das von ihnen ausgegebene Schlagwort glauben, daß Deutschland bisher noch nichts bezahlt hat. Wäre dies wirklich so, dann hätten sie ja recht, denn Deutschland hätte dann neben seiner ungeheueren nationalen Produktionskraft auch noch den in jahrzehntelanger Produktion in allen möglichen Formen aufgehäuften Sachgüterreichtum, und es könnte zahlen. Es ist aber leider nicht wahr, weil man Deutschland durch seine bisher geleisteten Zahlungen seines Sachgüterreichtums entledigt und weil man seiner nationalen Produktionskraft durch die Ruhrbesetzung die Wurzeln abgegraben hat. Und nun beachte man dieser Sachlage gegenüber den Widersinn der Höhe der Forderungen, die man Deutschland gegenüber geltend macht. Erst jüngst hat Fred J. Kent, Vizepräsident der Bankers Trust Company in New-York sie in folgender Weise zusammengerechnet: Frankreich fordert außer dem, was es seinen Alliierten zurückzahlen soll, noch 26 Milliarden Goldmark für die eigentliche Wiederherstellung. Hinzugerechnet 5 Milliarden, die Belgien, 14 die Großbritannien und noch einige, die die übrigen Alliierten fordern, macht das für Deutschland eine Gesamtsumme von 48 bis 50 Milliarden Goldmark oder rund $12^1/_2$ Milliarden Dollar ohne die Uebernahme der französischen Schuldzahlungen. Zur Kritik der Höhe dieser Forderung hat sich aber Kent in seinen einführenden Darlegungen geäußert: „Wenn man aber Reparationsleistung und Gesamtverschuldungssumme (der Alliierten untereinander) zusammenlegte, ergäbe sich eine Schlußziffer, die trotz aller Zahlungsfähigkeit der Deutschen für sie unerträglich wäre."

Deutschland braucht in dem schweren Daseinskampf, in den es jetzt verwickelt ist, die Sympathien aller Völker und die Gunst der öffentlichen Meinung der ganzen Welt. Um die Mißgunst zu besiegen, die noch immer zur feindseligen Beeinflussung der öffentlichen Meinung am Werke ist, muß es immer und immer wieder nicht nur seine Bereitwilligkeit betonen, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, sondern es muß auch unermüdlich stets wieder den Beweis führen, daß es diese Bereitwilligkeit schon in die Tat umgesetzt hat und es muß den Umfang dieser Tat der Welt, die ja so leicht vergißt, immer wieder vor Augen führen. So oft Poincaré oder ein anderer Franzose die Lüge wiederholt, daß Deutschland nichts bezahlt hat, ebenso oft muß Deutschtand der Welt die Summe seiner bisherigen Leistungen in Erinnerung rufen.

Es handelt sich aber bei der Erfüllung dieser Forderung um eine keineswegs leicht lösbare Aufgabe, denn das Reparationsproblem ist wohl eines der schwierigsten, wenn nicht das schwierigste, das bisher die politische, die Finanz- und Wirtschaftsgeschichte kennt. Der Professor der Nationalökonomie an der Universität München, Lujo Brentano, hat sich daher durch die im November 1923 erfolgte Veröffentlichung einer Broschüre: „Was Deutschland gezahlt hat" (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig), in der dieses schwierige Problem in überzeugender Weise gelöst wird, ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst erworben. Was die Veröffentlichung dieser Broschüre für Deutschland bedeuten kann, wenn für deren weite Verbreitung mit dem Aufgebote aller Kraft gesorgt und wenn die Rechnungsaufstellungen in der Presse namentlich des Auslandes immer und immer wieder mitgeteilt und durch neue Ziffern ergänzt werden: das kann man am deutlichsten aus der Vorbemerkung erkennen, mit der Professor Lujo Brentano die Broschüre einleitet. Er sagt:

„Nicht wenige aus England, Amerika und Frankreich an mich gelangte Anfragen zeigen mir, daß dort noch außerordentlich große Unkenntnis hinsichtlich der von Deutschland bereits ausgeführten Reparationsleistungen herrscht. Sind doch Briefe an mich gekommen, in denen ich gefragt werde, ob es wahr sei, daß Deutschland überhaupt noch nichts geleistet habe. Durch die Agitationsreden Poincarés, über die in allen Ländern berichtet wird, wird dieser Irrtum immer wieder verbreitet. Ich bin daher bereitwillig darauf eingegangen, als an mich das Ansinnen gestellt wurde, die hiermit der Oeffentlichkeit übergebene ausgezeichnete Darlegung dessen, was Deutschland schon alles an Reparationen geleistet hat, herauszugeben. Ich glaube mich für die Richtigkeit der gemachten Angaben verbürgen zu können."

Die rechnungsmäßige Zusammenstellung der bisherigen Leistungen Deutschlands beginnt mit Recht mit der Feststellung der Tatsache, daß seit September 1919 bis zum 11. Jänner 1923, dem Tage des Beginnes der Ruhrbesetzung, Tag für

Tag, alle 15 Minuten, ein Kohlenzug (einschließlich der auf dem Wasserwege an die Gläubigerstaaten abtransportierten Reparationskohlen) von 100 Achsen über die deutschen Grenzen rollte und ohne Gegenleistung die Industrien Belgiens, Frankreichs und Italiens nährte. Aber er betont auch, daß diese Kohlenlieferungen in der Höhe von 54 Millionen Tonnen im Werte von 2 424 Millionen Goldmark ja nur ein unbedeutendes Detail in dem gewaltigen Tribut sind, den Deutschland seit dem Waffenstillstande bis zum 31. Dezember 1922 an seine früheren Feinde geleistet hat.

Spricht man nun von der Höhe dieses Tributes, so handelt es sich dabei selbstverständlich um die Antwort auf die Frage, was Deutschland bis 31. Dezember 1922 gezahlt hat, denn das Jahr 1923 ist das Jahr der Ruhrbesetzung und der Sanktionen und bildet in der Leidens- und in der Leistungsgeschichte Deutschlands ein Kapitel für sich, das schon durch den Zusammenbruch der deutschen Währung und der Ordnung des deutschen Staatshaushaltes unter der würgenden Vergewaltigung durch Frankreich und Belgien hinlänglich gekennzeichnet ist.

Läge eine allgemein anerkannte Abrechnung über die Summen der bis 31. Dezember 1922 seitens Deutschlands durchgeführten Zahlungen und über den Wert der von ihm in dieser Zeit getätigten Leistungen vor, so wäre Poincaré nicht in der Lage zu behaupten, daß Deutschland bisher fast nichts oder nichts gezahlt habe. Die Broschüre gibt also vorerst eine Darstellung der verschiedenen Bewertung der deutschen Zahlungen und Leistungen bis zum 31. Dezember 1922. Es liegen vier verschiedene Schätzungen vor: Die Bewertung stellt sich:

1. Nach den offiziellen Angaben der Reparationskommission auf 7,940.426 Milliarden Goldmark; 2. nach Berechnung des französischen Professors der Nationalökonomie Charles Gide auf etwa 14 Milliarden Goldmark; 3. nach der Berechnung des europäischen Korrespondenten der „New York Times“ Charles H. Grasty auf 15·4 Milliarden Goldmark, wobei Grasty zugibt, daß einige Posten, insbesondere die Sachlieferungen voraussichtlich mit einem größeren Wert angesetzt werden können und daß sie nicht die deutschen Unterseekabel und die deutschen Kolonien einschließen; 4. nach Berechnung des Instituts of Economics, Washington, in dem Werke „Germany capacity to pay“ auf 25·8 Milliarden Goldmark, wobei das Institut ausdrücklich die Berechtigung höherer Schätzungen zugibt.

Diesen vier Schätzungen und Berechnungen wird nun eine deutsche, auf den neuesten Stand gebrachte Berechnung gegenübergestellt, welche die deutschen Zahlungen und Leistungen mit 41·6 Milliarden Goldmark beziffert. Wir geben nachstehend diese Rechnungsaufstellung wieder mit der Bemerkung, daß die Broschüre ausdrücklich feststellt, in dieser Liste seien nur die direkten Leistungen Deutschlands enthalten. Alle indirekten Schädigungen, die der deutschen Wirtschaft durch den Vertrag von Versailles verursacht sind, haben darin keine Berücksichtigung gefunden. Ferner ist unberücksichtigt geblieben der rein wirtschaftliche Wert der abgetretenen Gebiete, obwohl dieser Wert bei dem großen Umfang der Gebiete und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung ungeheuer groß ist. (Die in Europa abgetretenen Gebiete sind größer als das gesamte Staatsgebiet von Belgien, den Niederlanden und Luxemburg zusammengenommen, die Kolonien fünfeinhalbmal so groß wie das gesamte Deutsche Reich.) Wir lassen nun die zusammenfassende Rechnungsaufstellung folgen:

Ueberblick über die deutschen Gesamtleistungen.

A. Reparationsleistungen.

Nr.		Goldmark
1.—6.	Barzahlungen	1.780,016.456
7.	Kohlen und Koks	2.424,400.000
8.	Kohlennebenprodukte	43,000.000
9.	Farbstoffe und pharmazeutische Artikel	200,000.000
10.	Vieh	274,194.000
11.	Landwirtschaftliche Maschinen	31,040.000
12.	Wiederaufbaulieferungen	290,686.794
13.	Wiederherstellung der Universität Löwen	13,758.585
14.	See- und Binnenschiffe	4.753,441.068
15.	Eisenbahnmaterial	1.927,943.774
16.	Lastkraftwagen	115,673.853
17.	Verkauftes Kriegsmaterial (Schrotterlöse)	200,000.000
18.	Englische Reparationsabgabe	163,160.182
19.	Nichtmilitärischer Rücklaß an der Westfront	1.891,150.387
20.	Privatkabel	77,800.000
21.	Abgegebene Wertpapiere	392,642.671
22.	Saargruben	1.017,126.890
23.	Abgetretenes Reichs- und Staatseigentum	5.032,106.032
24.	Anteil an der Reichs- und Staatsschuld	644,414.415
25.	Abgetretene Forderungen	8.600,000.000
26.	Der Liquidation unterliegendes deutsches Privateigentum im Ausland	11.740,000.000
		41.612,555.107

B. Sonstige nach Bestimmung des Vertrages von Versailles auf Reparationskonto nicht anrechnungsfähige Leistungen.

Nr.		Goldmark
27.	Staatskabel	1,609.744
28.	Reichs- und Staatseigentum in Eupen-Malmedy	150,000.000
29.	Restitutionen und Substitutionen	446,250.000
30.	Innere Besatzungskosten	895,000.000
31.	Kosten der interalliierten Komissionen	94,000.000
32.	Abgelieferte Kriegsschiffe	1.417,000.000

33. Nichtmilitärischer Rücklaß an der Ostfront	1.050,000.000
34. Militärische und industrielle Abrüstung	8.950,000.000
35. Zahlungen im Ausgleichsverfahren	615,000.000
36. Verschiedenes	685,895.000
	14 304,754.744

Beide Aufstellungen zusammen ergeben eine Summe von 55.917,309.851 Goldmark. Jede einzelne Post wird in den Darlegungen der Broschüre eingehend begründet und nach sorgfältigen Berechnungen und fachmännischen Schätzungen eingestellt. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß Deutschland wiederholt vorgeschlagen hat, diese Leistungen einem unparteiischen internationalen Sachverständigenkollegium zur Abschätzung vorzulegen. Es ist auch heute dazu bereit, in der Ueberzeugung, daß die Sachverständigen schließlich die Werte bestätigen werden, die auf Grund sorgfältiger Berechnungen in diesen Aufstellungen wiedergegeben sind.

Was aber die von Deutschland bis zum 31. Dezember 1922 tatsächlich vollzogene Leistung von 41·6 Milliarden Goldmark finanziell und wirtschaftlich bedeutet, das kann man durch die nachstehenden Vergleiche ermessen: die Zahl von 41·6 Milliarden Goldmark entspricht — abgesehen von der Veränderung des Goldwertes — dem mehr als zehnfachen der französischen an Deutschland in den Jahren 1871 bis 1873 abgeleisteten Kriegsentschädigung; oder dem etwa zwanzigfachen Betrag der gesamten jährlichen Kohlenproduktion des deutschen Reiches vor dem Kriege; oder dem mehr als vierzehnfachen Betrag der jährlichen Stein- und Braunkohlenproduktion von Großbritannien vor dem Kriege; oder mehr als dem sechsfachen Betrag der Einfuhr Frankreichs 1913; oder ungefähr dem vierfachen der deutschen oder englischen oder amerikanischen Friedensausfuhr; oder dem vierfachen Betrag des gesamten Goldbestandes der europäischen Zentralnotenbanken Anfang 1914; oder fast der Gesamtsumme der Goldproduktion der Welt in dem Zeitraume von 1901 bis 1920.

In dieser deutscherseits errechneten Zahl von 41·6 Milliarden Goldmark sind aber nur diejenigen Leistungen enthalten, die nach dem Vertrag von Versailles auf Reparationskonto angerechnet werden dürfen. Nicht berücksichtigt sind dabei alle weiteren Leistungen, die nicht auf Reparationskonto anrechnungsfähig sind, aber naturgemäß der deutschen Volkswirtschaft ebenso schwere Opfer auferlegen, wie die anrechnungsfähigen Leistungen. Diese nicht anrechnungsfähigen Leistungen betragen nach der obenstehenden Tabelle 14·3 Milliarden Goldmark, so daß die gesamte Leistung der deutschen Volkswirtschaft für die vier Jahre nach dem Kriege rund 55·9 Milliarden Goldmark ausmacht.

Trotz des Ruhreinbruches hat Deutschland bis zum 11. August 1923 seine Verpflichtungen gegenüber den nicht am Einbruch beteiligten Staaten bis zur Erschöpfung erfüllt, eine Erschöpfung, die in dem Zusammenbruch der Währung der ganzen Welt deutlich wurde. Es hat — ungeachtet der gewaltigen Verluste durch Wegnahme von Werten aller Art seitens Frankreichs und Belgiens im Rhein- und Ruhrgebiet — an Leistungen in dieser Zeit bisher rund 255 Millionen Goldmark aufgebracht und ist Sachlieferungsverträge eingegangen, die es in annähernd gleicher Höhe verpflichtete. Daran schlossen sich dann, nach dem Aufgeben des passiven Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung, die Micum-Verträge, deren finanzielle Auswirkung wir schon eingangs erörterten.

Die Broschüre versäumt es selbstverständlich nicht, einen Vergleich zwischen der seinerzeitigen französischen Kriegsentschädigung und den bisherigen Tributleistungen Deutschlands zu ziehen und die Umstände darzulegen, welche es damals Frankreich so leicht machten, die geforderte Summe auch durch Anleihen, die teilweise selbst in Deutschland begeben wurden, aufzubringen. Sie hebt hervor, daß Frankreich im Gegensatze zu der Lage, in der sich heute Deutschland befindet, vom ersten Tage des Friedenschlusses an wußte, mit welcher Summe es belastet war, weil Deutschland den Betrag der Kriegsentschädigung sofort und eindeutig festgesetzt hatte und fährt fort: „Deutschland hat unter ausschließlicher Berücksichtigung der auf Reparationskonto anrechnungsfähigen Leistungen den gewaltigen Tribut von 41·6 Milliarden Goldmark in vier Jahren ohne jede ausländische Hilfe aufgebracht, während seine Währung von der Hälfte auf etwa ein Zweitausendstel am 31. Dezember 1922 herabsank."

Wie glänzend erscheint leider dieser Stand der deutschen Währung gegenüber dem Stande Ende 1923. Der Ruhrkampf hat durch seinen ungeheueren Geldbedarf eine maßlose Inflation nötig gemacht, deren Folgen in einer Markentwertung fast bis zur Wertlosigkeit sichtbar wurden. Deutschland bewies auch in diesem Falle seine Widerstandskraft. Es konnte die Wirkungen der Inflation auf den Wert der Papiermark um so weniger hemmen, als sich die ganze internationale Spekulationsmeute, unterstützt durch die französische Ruhr- und Separationspolitik, auf den Markkurs stürzte, so daß schließlich ein Dollar mehr als vier Billionen Papiermark kostete. Aber es schuf ein neues Goldgeld, die Rentenmark, und setzte den Preis einer Rentenmark mit einer Billion Papiermark fest, und gab so der Währung ein neues Rückgrat. Freilich, das Anwachsen der Inflation konnte es nicht hemmen und der Reichsbankausweis vom 31. Jänner 1924 zeigt einen Papiermarkumlauf von fast fünf Trillionen, genau: 483.674.521.357.602.895 Mark.

Der Vorwurf mangelnden Zahlungswillens, den der französische Ministerpräsident Poincaré und mit ihm wohl das ganze nationalistische Frankreich erhebt, ist haltlos. Das Ziel aber, das er und seinesgleichen verfolgen, Deutschland tatsächlich vollkommen zahlungsunfähig zu machen, haben sie bisher dank des tapferen Widerstandes der Deutschen nicht erreicht. Was sie erreicht haben, ist: daß Deutschland aus dem Notstand, in den es gestürzt wurde, sich ohne fremde Hilfe nicht mehr befreien kann. Die Erlangung dieser fremden Hilfe und der Wiederaufbau unter ihrer Mitwirkung ist aber an drei Bedingungen geknüpft, deren erste ohne Zustimmung Frankreichs nicht erfüllt werden kann. Diese drei Bedingungen sind: 1. Die Wiederherstellung der vollen wirtschaftlichen und politischen Souveränität Deutschlands auf seinem ganzen ihm nach dem Versailler Vertrag verbliebenen Staatsgebiete und die genaue ziffermäßige Feststellung seiner Reparationsleistung innerhalb der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit; 2. die Gewährung vorerst eines nicht zu kurz befristeten Moratoriums und einer ausländischen Goldanleihe, um an die erfolgreiche Stabilisierung seiner Währung schreiten und seine Reparationsrückstände tilgen zu können; und 3. die vollständige Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte durch die vollständige Wiedereinsetzung in seine Steuerhoheitsrechte und in seine Verkehrshoheit im besetzten Gebiete.

Wenn Frankreich sich dazu entschließen kann, diesen Bedingungen zuzustimmen und wenn das Großkapital der Vereinigten Staaten von Amerika bereit sein wird, aus den aufgehäuften Goldschätzen den Anleihebedarf Deutschlands zu befriedigen, dann würde sich das düstere Bild des deutschen Finanz- und Wirtschaftslebens wie durch einen Zauberschlag ändern. Wenn dies aber nicht geschieht, dann kann aller Lebenswille, alle Tapferkeit und Leistungskraft Deutschland nicht vor einem weiteren Sturze bewahren, bei dem es allerdings Frankreich mit in den Abgrund reißen wird. Der Sturz des Franken in den letzten Monaten, die immer deutlicher sichtbar werdende Zerstörung des Gleichgewichtes im französischen Staatshaushalt und die Zunahme der Inflation im französischen Geldumlaufe, die nicht länger mehr durch künstliche Mittel verschleiert werden kann, beweisen klar, daß auch für Frankreich die letzte Frist abläuft, in der es zur Vernunft und zur Sittlichkeit zurückkehren muß, wenn es sich nicht selbst zum Zusammenbruch verurteilen will.

Bisher hat die Welt mit verschränkten Armen der Tragödie zugeschaut, wie das deutsche Volk widerrechtlich durch einen machtgierigen Feind in unsäglichen Jammer gestürzt und dem Verderben preisgegeben wird. Niemals wurde es so deutlich, daß der Eigennutz der einzige Gott ist, den die Menschheit anbetet, als in diesem Falle. Die angelsächsische pietistische Frömmigkeit speist hungrige Kinder aus und will dadurch sich selbst und ihren Gott belügen, sie habe ihre Pflicht getan. Wüßten die Herren in Newyork und Washington genau, daß Deutschland auch im schlimmsten Falle die bürgerliche Rechtsordnung aufrechterhalten kann, so würden sie auch in der Zukunft keinen Finger rühren, um dem von Paris ausgehenden Treiben ein Ziel zu setzen. Erst die Furcht, daß Deutschland nicht standhalten könnte, hat den französischen Franken ins Abwärtsgleiten gebracht.

Niemand kann heute ein Urteil über die kommenden Dinge abgeben und ein solches Urteil war auch nicht der Zweck dieser Darlegungen; sie sollten nur zeigen, daß das deutsche Volk auch das ihm mit Schlauheit und Gewalt abgepreßte Wort gehalten und seine Verpflichtungen bis zur Erschöpfung seiner Kräfte erfüllt hat. Wenn es weiter Reparationen leisten soll, so muß man ihm seine finanzielle und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zurückgeben, die man ihm unter brutaler Verletzung der abgeschlossenen Verträge entrissen hat.

Karl Marsch:

Hochzeit im Böhmerwalde.

Eigentlich sollte ich die Ueberschrift enger fassen. Es ist ein Unterschied, wie dieses schönste und bedeutsamste Fest von den Deutschen des nördlichen oder des südlichen Böhmerwaldes begangen wird. Meines Wissens hat man eine Unmenge volkskundlicher Schilderungen über dieses Thema für das „Oberland", den gipfeltürmenden Teil um Neuern, Winterberg, Prachatitz, Ober-Plan, Krummau und andere Orte, nicht aber für das „Unterland", den niedrigeren Teil unserer heimischen Waldlandschaft. Ja sogar hier wird dieses Ereignis oft in verschiedener Weise gefeiert.

Einer aber spielt hier wie dort eine hervorragende Rolle, wenn auch der Gang der „Handlung", die Szenenführung, von einander abweicht. Es ist dies

der Brautführer.

Alter Ueberlieferung zufolge wird er am Morgen der Hochzeit von den Gästen, vor allem von den ortsansässigen Burschen, gewählt. Freilich ist dies oft nur eine Formsache dann, wenn auf den Gleichen jahrelang her die Wahl fiel. Ein solcher, der jahrzehntelang dieses hohe Vertrauen genoß — und das will was heißen — war der meines Heimatsortes.

Er war seines Zeichens ein Binder und Wirtschaftsbesitzer, ein vielgewanderter und bewanderter

Mann, im Oertchen Schossenreith des Bezirkes Tachau. Durch seinen Redeschwung, den er auch zu bedächtiger Ruhe zügeln konnte, durch sein staunenswertes Gedächtnis und seine klare Ausdrucksweise schlug er jede Konkurrenz, die er übrigens niemals suchte, aus dem Felde. Und nur wer die Volksseele kennt, weiß, daß solche oft heiklen „Ehrenberufe", wie der Brautführer einer war, einen ganzen Mann forderten und oft den Aufstieg in der Stufenleiter zum Gemeinderegenten im Gefolge hatten. Was Wunder, wenn unser Hochzeitsmann, aus dem alten Geschlechte der Heinze, zu der einen Würde noch die eines Ortsrichters usw. bekam. (Sein Sohn erklomm dann ebenfalls sämtliche Spitzenämter.) Nun, er hat diese auch drei Jahrzehnte lang zur vollsten Zufriedenheit versehen, dank seiner Menschenkenntnis, Geistesschärfe und — Diplomatie. Es war im Gegensatz zu seiner Ehegesponsin jedem Aberglauben abhold, führte, wenn er schon einmal aus seiner unerschütterlichen Ruhe heraustrat, was meist nur in anregender Gesellschaft der Fall war, die unmöglichsten Gespräche mit dem Pfarrer, der ihn ob seiner logischen Denkweise schätzte und vielleicht auch fürchtete. Er war dabei aber tief religiös nach Seite des praktischen Christentums. Er erkannte, daß auch der geistliche Herr ein fehlbarer Mensch sei und machte ihm deswegen nie einen Vorwurf, wenn dieser bis spät abends am Kirchweihtag im Gemeindewirtshaus saß und auf dem Heimwege mit allerlei „handfesten" Spukgestalten in ein Handgemenge geriet. Bei Schlichtung von Streitigkeiten, kurz, überall dort, wo ein ganzer Mann gebraucht wurde, war besagter Mann zu haben.

Wie aus dieser kurzen Charakteristik zu erkennen ist, war unser Brautführer absolut kein Plauderer oder Schwätzer. Wenn er in seinem „Amte" doch aus seiner Ruhe heraustrat, so spielte wohl die Liebe zur Sache, zum angestammten Volksbrauch, die entscheidende Rolle.

Wie nun Karl Heinz zu dem „lieblichen Geschäfte" kam?

Seiner Ansicht nach auf die natürlichste und einfachste Art von der Welt. Im Dorfe sollte die Hochzeit für eine wohlhabende Bauerntochter mit einem begüterten Bauernsohn ausgerichtet werden. Kurze Zeit vorher wurde der bisherige Mann des Vertrauens schwer krank und so fiel die Wahl auf ihn. Die „Situation" war so gerettet, wenn er auch nur mit Widerstreben einwilligte, doch dem ehrenden einstimmigen Beschlusse mußte er sich beugen. Er hat sich noch unzählige Male beugen müssen. Nach seinem Tode 1916 entstand wohl keine Verlegenheit mehr, da der Weltkrieg auf Jahre hindurch alle rauschenden Feste verbannte. Heute ist wohl ein neuer Brautführer gewählt, doch es scheint mir, daß vieles anders ist als es war.

Darum kann das Folgende als ein volkskundlicher Beleg der Vergangenheit gelten, getreu entworfen nach meinen eigenen Eindrücken und nach den notwendigen Schilderungen und Erklärungen des genannten Brautführers, der niemand anderer als mein lieber Großvater war. Der Brautführer war Schauspieler, Regisseur, technischer Leiter, Direktor, Dirigent usw. in einer Person.

Er war die Seele des Ganzen. Wehe, wenn er versagt hätte. Das Ehepaar hätte darin eine böse Vorahnung gesehen, die höchstwahrscheinlich so stark gewesen wäre, daß sie als fixe Idee zu Zerwürfnissen ernstester Art geführt hätte.

Am Morgen vor der Hochzeit

wird, wie schon erwähnt, der Brautführer gewählt. Er hat die Hochzeit zu leiten, alle Anordnungen zu treffen, das „Anreden" und „Brautbitten" im Namen des Bräutigams zu erledigen und diesem jederzeit zur Verfügung zu stehen. Er ist am rotseidenen Hutbande leicht erkenntlich. Er beschließt die Reihe der Hochzeitsgäste, damit bestätigend, daß sämtliche Teilnehmer bereit seien. Der Hochzeitszug bewegt sich so von der Wohnung des Bräutigams zu der des Brautvaters.

Vor dem geschmückten Eingangstor, beziehungsweise der Eingangspforte, wird Halt gemacht und der Brautführer tritt nun als Erster mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus" ins Haus und hält folgende Ansprache,

das Anreden:

„Ich bin ein gesandter Bote vom Herrn Bräutigam."

„Zum ersten
ist meine Bitte, ob hier die ehrsame Jungfer Braut zu finden ist.
Ist sie hier zu finden?"

„Ja."

„Zum zweiten
bitte ich um Einlaß zu allen Räumlichkeiten, und zwar:
um Tisch und Bank,
um alle Nägel an der Wand,
damit ein jeder hochzeitliche Gast,
es sei gleich, Mann oder Weibsperson,
seinen Rock, Hut oder Mantel
dran hängen kann."

„Zum dritten
bitte ich um einen gedeckten Tisch
mit einer fetten Hühnersuppe
und gut vorgerichteten „Hühnerl".
Wollen Sie mir aber einen fetten Zeithammel (großes männliches Schaf!) präsentieren, so werde ich mich ebenfalls höflichst dafür bedanken."

„Ist das alles zu finden?"

„Wenn dies alles zu finden ist,
will ich es meinem Herrn Bräutigam berichten."

Er geht nun hinaus und holt Bräutigam und Gäste herein. Der Bräutigam setzt sich in der Stube auf einen dargebotenen Stuhl, das Gesicht gegen die Kammertür gewendet, während sich die Gäste an Speise und Trank gütlich tun. Der Brautführer spielt die Rolle des Mundschenken und Truchseß. Er hat vollauf zu tun und muß voller lustiger Einfälle sein, um die Gesellschaft zu unterhalten. Dabei kann und darf er selbst weder essen noch trinken.

Endlich wird ihm zum Zeichen des Aufbruches ein Band um den Hut gewunden. Die Gäste bekommen ein Taschentuch und einen Rosmarinzweig, der Bräutigam erhält ein quadratisch zusammengelegtes Tuch aus Seide, das er mit einem Zipfel am rechten Oberarm, geschmückt mit einem Rosmarinzweig, befestigt. Stock oder Schirm der Anwesenden ziert ein seidenes Band.

Wenn nun die Schüssel, in der sich die Bänder, Taschentücher und Rosmarinzweige befanden, leer ist, so fingiert die Austeilerin einen Schreckanfall, läßt das Behältnis vor dem Bräutigam fallen, tritt mit den Füßen auf die sterblichen Ueberreste und jubelt „Scherben bringen Glück"!

Der Bräutigam sitzt einstweilen ungeduldig auf dem Sessel, läßt die Kammertür nicht aus den Augen und atmet erleichtert auf, wenn der zweite Akt (eigentlich ist dies der erste, das Einleitende bloß Vorspiel)

das Brautbitten

seinen Anfang nimmt. Der Brautführer schreitet bedächtigen Schrittes zu der verschlossenen Kammertür, klopft an und spricht folgendes:

„Holla, holla!"

„Gott grüß Euch, Ihr hochverehrten Frauen und Jungfrauen, die Ihr hier in dieser Kammer versammelt seid! Es ist ein fremder Gast mit seinem Gesandten angekommen

Er ist Euch wohlbekannt: er nennt sich der Herr Bräutigam.

Und eben von demselben bin in ein abgesandter Bote, um zu suchen seine ehren- und tugendhafte Jungfer Braut.

Sie soll aber bei Euch in dieser Kammer verschlossen sein."

„Ist sie hier?"

Nun, wenn sie hier ist, so soll sie tragen:
Kranz und Band
und gekleidet sein in ein ganz neues,
hochzeitliches Gewand.

„Ist sie so bekleidet?"

Er bittet, sie mögen ihn ein bißchen in die Kammer sehen lassen, damit er die Braut sehe.

„Ja, wenn Du die Braut nicht mit Geld auslösen kannst, bekommst sie nicht", tönt es von drinnen heraus.

Der Brautführer ist zu einem Lösegeld bereit und die Tür öffnet sich ein wenig zur Empfangnahme des Geldes. Doch den Frauen ist es zu wenig und sie lassen ihn ein altes Weiblein schauen.

Allgemeines Gelächter,

„Wenn Du eine Schönere haben willst, mußt auch mehr zahlen", tönt es lachend von innen heraus.

Es wird nun so lange verhandelt, bis die Frauen zufrieden sind. Die Braut hält sich aber noch versteckt; geht die Kammertür ein wenig auf, so sucht sie unbemerkt den zukünftigen Gemahl zu sehen. Gelingt ihr das, so hat sie das „Recht" in der Ehe, sieht aber der Bräutigam sie zuerst, so ist er Regent.

Nach diesem Blickesuchen kommt jetzt des Brautführers rhetorische Meisterleistung. Er schließt an seine letzte Frage von der Kleidung der Braut an und fährt dann fort:

„Nun, wenn sie so bekleidet ist, so habe ich mir vorgenommen, sie zu nehmen bei ihrer ehrlichen, schneeweißen Hand und will sie führen von dieser Kammer in die Stube zu ihrem Herrn Bräutigam. Auch will ich ihre Eltern bitten um den väterlichen und mütterlichen Segen."

Die Kammertür wurde nach dem Blickewechseln wieder geschlossen und wird auch jetzt nicht geöffnet, weshalb der Brautführer fortfährt:

„Nach dem will ich sie führen aus ihres
Vaters Haus,
über Land und Sand, über Rain und Stein,
über Laub, Gras und Blätterlein
bis ins ehrwürdige Gotteshaus.
Alsdann werden sie vom Priester gesegnet und
getraut.
Ich will selbst ein Vaterunser mitbeten,
damit ihnen Gott Segen und Glück
in den Ehestand möge geben.

Nachher will ich sie wieder nehmen
bei ihrer ehrlichen, schneeweißen Hand
und werde sie führen in ihres Vaters Haus.

Alldort wird ihr alles eingeräumt sein:
Alle Tisch und Bank
alle Nägel an der Wand,
damit jeder hochzeitliche Gast
seinen Hut, Rock oder Mantel dran hängen kann.

Es wird auch aufgetragen,
gesotten und gebraten,
Wein und Bier.
Dran kann sich jeder hochzeitliche Gast laben
an allen Gaben,
die wir in Küch' und Keller haben.
Es wird auch zugelassen,
sich recht lustig zu machen." —

Zuletzt:

„Dann will ich sie wieder nehmen
bei ihrer ehrlichen, schneeweißen Hand
und will sie führen in ihr eignes Haus,
wo sie ferner wird gehen ein und aus.

Dort wird sie ihr Herr Bräutigam freundlich grüßen
und sie in seine Arme schließen.
Er wird mit ihr recht christlich und zufrieden leben,
damit ihnen Gott Glück und Segen
in den Ehestand möge geben.

Er hat sich vorgenommen,
alles anzuwenden:
All sein Gut und Geld,
sein ganzes Leben in der Welt.
Zum Zeichen will ich in meiner Taschen,
die Taler und Dukaten klingen lassen.
(Er tut es.)

Nun will ich meine Rede schließen,
Euch Weiber nochmals freundlichst grüßen,
Ihr mögt innig gebeten sein
und die Jungfer Braut lassen herein. Amen."

Nun fliegt die Tür — nicht auf. Im Gegenteil, der Brautführer muß noch eine Menge „Witze" aus seinem Lexikon auskramen, bevor er endlich die Braut bekommt.

Dann tritt er mit ihr vor den Bräutigam und hält folgende Ansprache:

Werter Herr Bräutigam!

Ich bin in ein Zimmer gekommen, da waren viele Frauen und Mädchen beisammen; ich habe mir eine mitgenommen. Sollte diese die rechte und auserwählte Deines Herzens sein, so tretet ein oder zwei Schritte im Namen der heiligen Dreifaltigkeit vor und reicht Euch die Hände, damit Euch Gott Segen und Glück in den Ehestand gibt."

Der Bräutigam kann, das heißt, darf sich endlich vom Sessel erheben und der Brautführer fragt ihn, ob es die „Richtige" sei.

Er bejaht es. Der Brautführer:

„So reicht einander die Rechte!"

Die Musikanten, die den Bräutigam in die Wohnung des Brautvaters begleitet hatten und vom Anfang an im Zimmer waren, entlocken ihren Instrumenten, einer Geige, einer Klarinette und einem Dudelsacke, beziehungsweise einer Harfe, hüpfende Töne.

Der Reigen

beginnt. Der Brautführer tanzt mit der Braut drei Runden um das Zimmer, hierauf die Braut mit dem Bräutigam.

Nach beendetem Tanz labt man sich an einem kleinen Mahle, wobei der Brautführer nur die Braut zu bedienen hat. Diese darf sich weder Fleisch schneiden, noch sich irgend etwas nehmen: Der Brautführer muß alles so zurichten, daß es die Braut nur zum Munde zu führen braucht.

Nach Schluß des Mahles erbittet der Brautführer vom Brautvater den Segen für das Paar „damit ihnen Gott Glück und Segen in den heiligen Ehestand möge geben".

Das Brautpaar kniet sich auf einen mit einem weißen Tuche bedeckten Schemel und empfängt den elterlichen Segen. Dann bedankt sich die Braut bei ihren Eltern für alles Gute seit ihrer Kindheit; desgleichen auch der Bräutigam, daß sie ihm die Braut so behütet und großgezogen haben. Gewöhnlich richtet der Vater der Braut noch eine Mahnung an die Eheleute.

Nach diesen „Verzögerungen" kommts nun endlich zum Aufbruch.

Der Kirchgang.

Den Anfang des Hochzeitszuges bilden die drei Musikanten mit ihren reich geschmückten Instrumenten. Hinter diesen kommen: Der Bräutigam, die männlichen Gäste zu Paaren, der Brautführer mit der Braut, zuletzt die Frauen. Diese tragen zum Zeichen ihrer Frauenwürde kostbare Hauben mit langen Bändern. Statt der Taschentücher haben die Frauen jetzt sogenannte „große" Tücher, die in der Mitte mit einem Seidenband und dem Rosenkranz umschlungen sind und mit nach vorne gefalteten Händen getragen werden. Daß auch das Gebetbuch nicht fehlt, ist selbstverständlich.

Kaum hat sich der Zug einige Schritte vom Hause entfernt, ist schon die Braut „gestohlen". Der Bräutigam muß tüchtig in die Tasche greifen, um die Braut auslösen zu können. Geld darf er am heutigen Tage wahrlich nicht sparen.

In der Kirche

übergibt der Brautführer die Braut ihrem Bräutigam zur Trauung. Es darf sich aber, während sie zum Altar schreiten, keines von beiden umdrehen, sonst wird der oder die Betreffende untreu. Wenn der Priester, der als Geschenk ein seidenes Tüchlein bekam, die heilige Handlung vollzogen hat, folgen die üblichen Beglückwünschungen. Die Braut wird dem Brautführer wieder übergeben, der Zug setzt sich in Bewegung, die Braut wird wieder einige Male „gestohlen", bis endlich die geschlossene Haustür erreicht ist.

Hier stellt der Brautführer die Braut an des Mannes Rechte, bittet um Einlaß und um den mütterlichen Segen. (Die Schwiegermütter sind beim Trauakt in der Kirche nicht anwesend!) Die Tür öffnet sich und das Paar empfängt den Segen. Zur Vorahnung, daß der Ehestand manchmal Zwietracht bringt, bekommen sie ein saures Getränk zu trinken. Dann begeben sie sich mit den Gästen in die Stube. Braut und Bräutigam setzen sich in den sogenannten Brautwinkel, eine festlich herausgeputzte Ecke gegenüber dem langen Tisch im Zimmer. Der Brautführer sitzt immer neben der Braut, damit er sie stets bedienen kann.

Nach kurzer Rast folgt

das Hochzeitsmahl.

Die Tafel ist mit Speisen überladen. Küche und Keller sind schier unerschöpflich. Witzige Reden jagen einander. Alles ist lustig und fröhlicher Laune. Natürlich fehlt auch die Dorfjugend nicht. „Waghalsige" Buben und Mädeln versuchen, der Braut während des Mahls den rechten Schuh abzuziehen, denn dieser enthält ein Geldstück zum Zeichen, daß die Braut nie Not leiden möge.

Wenn nun alles so in der heitersten Laune ist, erscheint ein Vertreter der Burschenschaft des Ortes und überreicht einen Brief mit folgendem Inhalt:

Glück auf ein Freudenleben!

Es ist uns wohlbekannt, daß sich der Bräutigam bei uns eingefunden und uns das schönste und beste Mädchen aus unserer Gesellschaft entführt hat. Um aber alten Brauch und Sitte fortsetzen zu können, bitten wir um eine Abfertigung, und zwar um 1 Hektoliter Bier und 50 Kücheln und Kuchen, damit wir uns auch festlich unterhalten können. Wir wünschen dem Brautpaar viel Glück und Segen in den Ehestand. Der Braut wünschen wir besonders viel Glück in der Liebe, Kindern und guten Träumen, der Gesellschaft gute Unterhaltung, uns aber, daß wir recht bald befriedigt werden, denn der Durst macht sich schon bemerkbar.

Das heutige Datum können wir nicht genau bestimmen, wahrscheinlich der 32. Juli, denn es hat uns heute die Katz den Kalender zerrissen. Verfluchte Katz.

Emanuel Katzenmeister, Christof Durscht,
Johann Lustig, Georg Nimmersatt, Josef Frißauf,
Karl Laßnixübrig.

Die Burschen bekommen nun einen Teil des Gewünschten und verlassen mit Hallo das Zimmer oder nehmen auch an einer Tafel Platz. Bei besonders großen Hochzeiten wohlhabender Bauern sind so oft alle Bewohner des Dorfes hier beim Mahle versammelt.

Daß nun wieder ein Tänzchen veranstaltet wird, liegt in der Natur des Festes. Natürlich heißt es für den Bräutigam wieder zahlen, denn er muß ja den gestohlenen rechten Schuh der Braut „erkaufen" und die Jungen schrauben, unterstützt von den Burschen, ihre Forderungen oft bedenklich in die Höhe.

Ein anderer Gebrauch, wobei es oft zu ulkigen Szenen kommt, ist der, daß der Brautführer eine Schüssel mit Hirsebrei von der Tafel aus durch die offene Tür an die gegenüberliegende Bodentür wirft, daß sie dumpf klirrend zerbricht und eine dicke Masse, mit Scherben vermischt, die Fließe bedeckt. Wehe, wenn er einen Fehlwurf tut; er braucht dann wahrlich für den Spott nicht zu sorgen.

Ueberhaupt wird viel zu Scherben gemacht. Jeder Gast und Dorfbewohner trug dazu sein möglichstes bei, getreu dem alten Spruch „Scherben bringen Glück". Und die Brauteltern rangen dabei nicht die Hände, denn am Tage (früh) nach der Hochzeit wurde nicht nur das zerbrochene Geschirr, sondern auch Bier und Wein von den Hochzeitsgästen — bezahlt. Daß da manch einer eine geschmalzene Rechnung vom Brautführer zudiktiert bekam, läßt sich denken.

Nachts um 12 Uhr wird der Braut der Kranz abgenommen und sie bekommt eine Haube als Zeichen ihrer Frauenwürde mit den Worten: (Hochdeutsch wiedergegeben.)

Mädel, setz' das Häuberl auf,
Wie wirds Dir steh'n, Dir steh'n,
Mußt von Deiner Mutter weg,
Wie wirds Dir geh'n.

Erwähnt sei noch, daß die Musikanten, begleitet von den Burschen, der Braut am Abend vor der Hochzeit ein Ständchen bringen.

Die Hochzeitsgeschenke.

Bei der „Anfrag" (Verlobung) gibt der Bräutigam der Braut ein größeres Geldstück, meist einen Maria Theresien-Taler, der als „Ehetaler" bezeichnet wird. Vor der Hochzeit überreicht die Braut dem Bräutigam ein Hemd, das dieser am Vermählungstage trägt. Der Bräutigam spendet seiner Herzallerliebsten die Schuhe und das Gebetbuch. Die zukünftige Bäuerin muß außerdem jede Schwester und jede Schwägerin des Erwählten mit einem Hemd und einem Vortuch („Fürta", Schürze) beschenken. Die Bewohner des Dorfes bringen als Hochzeitsgeschenke nur Eßwaren. Dafür werden sie von der Braut „eigenhändig" mit kleinen Kuchen (sogenannten Schmierkuchen) beteilt.

Man sieht also, daß das „Heiraten" gar nicht so einfach auf dem Lande ist, wie es unsere Städter — haben können, oder sich — träumen lassen. Heute freilich hat sich auch auf dem Lande manches geändert.

*

Am Tage nach der Hochzeit wird zumeist die Aussteuer der nunmehrigen jungen Bäuerin auf reich mit Bändern geschmückten Wagen, den

Kammerwagen,

begleitet von den noch übrigen Hochzeitsgästen, von dem Hause ihrer Eltern ins eigene Heim geführt.

Die Zierde der Aussteuer, worauf jede Braut besondere Sorgfalt gelegt hat, bilden die Betten. Sie sind stets von schneeweißem Linnen und ragen über die Wagenwände hinaus. Auf dem Bett liegen zwei mit Seidenbändern verzierte Kissen, die von der Tauf- und der Firmpatin gespendet wurden. Den Abschluß nach oben bildet das sogenannte „Zöllerl", ein kleiner Polster. Die

Ehrenwache haben zwei Frauen (gewöhnlich die Patinnen), deren Pflicht es ist, darauf zu sehen, daß die Betten nicht den Weg in eine andere Behausung nehmen oder beschädigt werden.

Plötzlich bleibt der Wagen stehen. Der ehrsame Rosselenker, meist ein junger, naher Verwandter des Bräutigams, gekennzeichnet durch das seidene Tuch um den Hut, verweigert energisch die Weiterfahrt, da die Wagenachsen nicht geschmiert seien. Da heißt es eben „schmieren", das heißt zahlen, was die Frauen mit lächelnder Miene auch eiligst besorgen.

Während der Wagen durch die holperige Dorfstraße „rumpelt", beschäftigen sich die Hüterinnen des Schatzes mit Spinnen am „Spinnrocken". Das Gespinst soll angeblich „für" verschiedene Krankheiten gut sein, zum Beispiel gegen Krämpfe. Die lockere Dorfjugend kämpft heiße Schlachten um die Süßigkeiten (Obst, Zuckerln, Lebkuchen), die von den Frauen unter sie gestreut werden.

Gottlob, daß das Ende des Dorfes erreicht ist. Doch siehe da, der Wagen wird wieder an der Weiterfahrt behindert. Einige Jungen halten ein gespanntes Seil, das mit seidenen Tüchern und Silbergeschmeiden behangen ist, und verweigern dem Bräutigam die Entführung seiner Braut, wenn er sie nicht „loskaufe". Was bleibt dem liebenden Gatten übrig, als die Forderung mit klingender Münze zu quittieren.

(Ist das neue Heim im gleichen Orte, so vollzieht sich diese Zeremonie vor dem nunmehrigen Wohnsitz des Paares.)

Alle Gebräuche wiederholen sich in jedem Dorfe, das der Wagen passieren muß. Endlich ist man am Ziel.

Ehe die übrigen Sachen vom Wagen genommen werden, muß der Neuvermählte zuerst das kleine Kissen, das „Zöllerl", erkaufen. Beim Abladen muß er gut acht geben, daß ihm nicht der Hut geraubt wird, sonst heißts in die Tasche greifen. Er hüte sich auch, daß er im Zimmer nicht in ein bereits hergerichtetes Bett gestoßen werde, sonst ergehts ihm übel, denn die Herrschaft hat dann „Sie".

Nach getaner Arbeit schmeckt ein Trunk doppelt wohl; die geleerten Gläser finden ein klirrendes Ende. Eine kleine Jause beschließt den Tag. Mit der üblichen Verabschiedung, dem Paare nochmals Glück wünschend, verlassen die Gäste die Wirkungsstätte der Neuvermählten.

Mögen den Treuverbundenen die Worte des „Haussegens" eine Mahnung sein, die da lauten:

Das höchste Glück, die größte Freud'
Ist eine stille Häuslichkeit.

Franz C. Franchy:

Der Expressionismus als Nachkriegserscheinung.

Es wäre eine amüsante Spielerei für einen geistreichen Feuilletonisten oder Tagesschriftsteller eine Welt zu schildern, die nicht Evas Sündenfall, der uns die Erbsünde eingetragen, eingeleitet hat. Ebenso sollte er von dem Brudermord Kains, der den unausrottbaren gewaltsamen Tod in die Welt gesetzt hat, absehen und die Geleise malen, auf denen unser alter Globus weitergerollt wäre, ohne diese tragischen Salze, die als Schuld festgenagelt, „fortzeugend Böses nur gebären können". Alle Worte, die mit dem Wörtchen „schön" irgendwelche Verwandtschaft haben, müßte er da in Bewegung setzen, um das Leichte, Freundliche, Anmutige solchen Lebens ins rechte Licht zu setzen, um es glaubhaft zu machen, daß wir alle enttronte Könige, tausendmal enterbte Bettler sind. Freundlicher Fleiß auf den Wiesen, milde, segnende Sonne breit darüber, Menschen, mit Augen so klar, wie reine Bergesseen und einem brüderlichen Gruß für alle Kreatur. Mir aber graust es vor so einer kitschigen, sentimentalgütigen, kraftlosen Welt.

Jedenfalls aber stehen eingangs unseres Denkens die Sünde und der Mord. Und unser Globus lauft seine tragischen Geleise mit dieser Erbschaft belastet durch Welten, die mit dem vorigen Bilde wenig Gemeinsames haben. Es setzten Prozesse ein, deren Samenstreuung gutgemeint war, aber verbrecherisch wirkte. Der Geist sprang auf und schuf sich Werkzeuge, die in Jahrhunderten zu solcher Wucht und Gewalt anwuchsen, daß sie stärker als ihre Schöpfer wurden. Werkzeug und Gehirn, Kind und Sohn, miteinander auf das engste verankert, geborene Feinde und Widersacher. Da mußten die Elfen von den Wiesen, die Nixen aus dem Wasser verschwinden, Rübezahl zog sich grollend in sein steinernes Grab zurück und alles, was da flirrend in den Lüften geisterte, erstickte im Rauch vieltausender Kamine. — Mit dem ersten Werkzeug, das ich wie jedes weitere als ein gelöstes Mysterium der Natur betrachte, begann die Entseelung der Welt, die Entgötterung der Welt, jene ungeheure Tragödie, die noch lange nicht ihren Schlußstein erhalten hat, die aber zu dem führt, was wir verlorene Heimat nennen.

Weitaus intensiver, weil allein durchlebt und erlitten, spielte sich diese langsame Katastrophe in dem Menschen ab, der mit überfeinerten Sinnen sah und im Unterschiede zur Masse, sah und *verstand*. Das ist der Künstler. Solange es ihm gestattet war, solange er es wagen durfte ohne zu erröten Visionen zu haben und mit glaubwürdiger Geste auf die Realität dieser Visionen hinzuweisen, blieb er bei seiner Mutter, die er Natur nannte, ein großer Inbegriff, in dem

das Kleinste und Größte, der ganze Kosmos Platz fand. Diese Mutter setzte seinem suchenden Auge Objekte hin, die in allen, den bizarrsten Metamorphosen gestaltenswert und interessant waren. Sie stellte ihm den Menschenbruder hin, der, wenn auch in weitaus geringerem Maße, dieselben Wehen und Glückseligkeiten erleidet, ein ungeheuer feingearbeiteter Organismus, dessen Welt zum Besuch und langem ernsten Verweilen einlud. Da stand der Künstler inmitten seiner Kinder, war ihr Diener und Herr zugleich, jedenfalls aber ein unendlich feiner Apparat, dem das Belangloseste nicht entging, der jedes Geräusch, den leisesten Ton sorgfältig registrierte und über den Dingen stand, weil er sie sehr sah und verstand. Er stand da und empfing, hatte Impressionen, wußte sie zu schätzen und zu begreifen. Der e i n e Augenblick aber, der den ersten Künstler bewegte, seine Impressionen gestaltet wieder zurückzugeben, gebar den Impressionismus. Was auf die tausend Ohre und Munde seiner Nerven fiel, was durch die Tore seiner leiblichen Ohre und Augen schreitend an sein Aufnahmsvermögen Einlaß heischend kam, das nahm er nach überaus genauer Sondierung auf, ordnete das vorerst chaotische Bild, zog ihm straffe, enganliegende Gesetze an und schenkte das neugekleidete Kind dem zurück, der es ihm gegeben, der Natur. Das war kein Leid, das war ein fröhliches Schaffen, darin es vor tausend Seligkeiten jubelte, vor satten Erfülltheiten, darin die Sünde abwelkte und nur das große, glühende Jasagen zu allem Leben aufwuchs. Er war d e r Künstler, der durch sein Werk Zeugenschaft ablegte von der unvergleichlichen Feinheit seiner Sinne und in greifbarer Realität bewies, daß eine in ihm intuitiv wirkende Technik, das Verschleierte im Kosmos zu befreien, zu gestalten und den Mitmenschen vorzulegen vermag. Es wird Niemandem einfallen, gegen diese Kunst Sturm zu laufen, denn sie ist zu verwachsen mit dem Allmenschlichen, um nicht in jedem nur halbwegs Denkenden eine Saite zum Klingen zu bringen. Denn letzten Endes ist jeder Mensch Impressionist, die Notwehr zwingt ihn dazu, die Erscheinungen des Lebens zu sichten und sein Verstand zwingt ihm diesen Imperativ auf, um nicht beim geringsten Erlebnis notergeben oder achselzuckend in irgend einen stets bereitstehenden Glaubenshafen einzulaufen. Das erklärt auch die, wie man gerne zu sagen pflegt, erhabene Ruhe der alten Meister, der Klassiker der Dichtkunst und Malerei, deren rein impressionistisches Dichten und Denken nicht aufregt, sondern beruhigt, die aus seliger Ruhe zu Ruhe und Beschaulichkeit laden, die aber auch einesteils ihrer inneren Veranlagung wegen, andernteils ihrer schicksalslosen Epoche wegen nicht sonderlich kämpfen mußten, sich diese Ruhe zu bewahren.

Wir aber wissen von Schicksal. Von Weltenschicksal und Menschheitsqual, wie es robuster und brutaler keine Zeit aufzuweisen hatte. Wir wissen von unendlichen Feldern, auf denen Tod aus zahllosen Schlunden geheult hat, wissen von ganzen Landstrichen, die einmal, vor kurzem noch freundlich blühten, über die ein großer Würger hinschritt und giftigen Atem darüber hauchte. Wir wissen von Völkern und Nationen, die in ungeheurer Versklavung ratlos und mit verwundeten Sinnen in den kommenden Tag starren, wissen, daß unsere leise Frage in der letzten Hütte irgendwie beantwortet wird, daß uns das Grauen über den Rücken rieselt, daß auch da Wunden weinen, die zu jung sind, um vernarbt sein zu können.

Es ist zu Vieles und zu Gutes über den Krieg und seine Konsequenzen gesagt worden, als daß ich darüber breiter werden müßte. Worauf ich hinweisen will, ist der Kampf, den ich eingangs erwähnte, der durch den Krieg zu einem gigantischen angeschwollen ist, der Kampf zwischen dem Menschen und seinem falschesten Lohne, dem Werkzeug.

Es bleibe mir erspart, die verschiedenen Erfindungen aufzuzählen, die der Mensch in die Schranken gestellt hat, um seinem Mitmenschen beizukommen. Daß aber diese Erfindungen bestehen, daß diese der Natur abgetrotzten Geheimnisse Realität wurden, das gibt zu denken. Daß diese Maschinen, diese höllischen Ungeheuer, beileibe nicht ihre letzte Form erreicht haben, daß sie einem späteren Geschlechte mit unendlich verfeinerten Gliedmassen entgegenstarren werden, könnte zum verzweifeln bringen, wenn die Menschheit überhaupt je verzweifeln könnte. Aber dieser falscheste Sohn des Menschen begnügt sich nicht mit dem rein materiellen, dem Kadaver, dem Körper des Menschen, ihm geht es um das Göttliche, um den Geist. — Die fortschreitende Mechanisierung schaltet den Geist stückweise aus, macht ihn zu leerem Begriff in einem automatisch wirkenden Körper. Stückweise zieht sie den Boden unter seinen Füßen hinweg und hält seiner immer seltener aufsteigenden Erbitterung mit hämischem Lächeln die sogenannte „präzise" Arbeit entgegen, die praktisch genug ist, um das kunstgewerblich Inhaltslose nicht übersehen zu lassen.

Tagesnot und Mechanisierung, das ist, was unsere Heimat raubt, was den Menschen aus freigeborenem Wesen zurückstößt in die dumpfe Sklaverei der Materie.

Zur Zeit Rousseaus erdröhnte die Welttribüne nicht von so wuchtigen Tritten und sein „Zurück zur Natur" war doch wie ein banger Warnungsruf, der in allen Herzen widerklang. Was für Lungen müßte ein Rousseau heute haben, um Kanonen und Fabrikssirenen überschreien zu können.

Da muß der Künstler wieder Antwort sagen. Aber kann er das? Sieht er sich nicht einer Welt gegenüber, die das Gebot, „du sollst keine Götter haben neben mir", nicht mehr kennt? Ist seinem Auge der Rauchschwaden aus unzähligen maschinellen Betrieben aufsteigend, die Elfen von Wiesen und Hainen aufscheuchend, Himmel und Gestirne verfinsternd, ein leeres Gespinst, das sein Glaube zerreißt? Dröhnen seinem Ohre nicht furchtbarer die Orkane der Vernichtung, sieht er nicht schmerzhafter das Zerfallen seiner Legenden und Sagen, seiner Märchen? Kann er noch Idylle lügen? Darf er das?

Und wenn er als Impressionist dastehen will, als Empfangender, Ordnender, Wiedergestaltender, muß er nicht das Auge verhüllen, um nur ja nicht zu sehen, die Ohren verstopfen, um nur ja nicht zu hören?

Schwer steht es um den Künstler, um diesen reinen Tor, diesen Parsival der Idee. So paradox es klingen mag, gerade er braucht einen Halt, der ihm gleichsam ein fixer Punkt, eine Warte wird, von der aus seine Stimme über alle und von allem erklingen kann.

Die Außenwelt gibt ihm nicht, daher muß er den Schwerpunkt verlegen, muß in sich tauchen, muß sich selbst gestalten. Die Welt versagt, sie hört auf göttlich zu sein, darum rettet er das Einzige, das ihm geblieben, sich. Mit tiefem Schauen sinkt er in den eigenen Kosmos und findet da Rettung und Heimat. Das führt zum Expressionismus, zur Ichprojizierung, zur Ichkunst. Man fühlt's, es geht um den Menschen, um den Gottgeborenen, der in Werkzeug und Tagesnot zu versinken droht. Und mit großem Beispiel geht der Künstler in seine eigene Seele, in diese Zauberwerkstatt und ladet ein, daß man schaue und lerne, daß man mache wie er. Gestaltet er aber, so gestaltet er sich, seine wunden Organe, sein von unendlichem Menschenweh zerdolchtes Herz, daß ein jeder desgleichen tue, in allem Surren und Singen der Motore und Treibriemen seiner unsterblichen Seele nicht vergesse. Wie tief erschütternd malt Georg Kaiser diese Not in seinem „Gas", darin die Menschheitsnot wie ein einziger ungeheuerlicher Klageschrei aus den letzten, bloßgelegten Tiefen aufdröhnt.

Es ist kein Zufall, daß die Werke der neuen Dichter soviel von Maschinen handeln. Daß Ernst Toller die erwachte Arbeiterschaft die Maschinen stürmen läßt, daß Karl Capek Maschinenmenschen erstehen läßt, die einen sichtbaren Kampf mit dem Menschenvolk beginnen. Es wundert auch nicht, daß Franz Molnar, der glänzende Impretator der Salonkulissen, in seinem letzten Werke eine ungeheuerliche Teufelsmaschine auf die Bühne bringt. Es ist ebensowenig Zufall, daß die Sagen vom künstlichen Menschen, vom Homunkulus, vom Golem, der Alraune, wieder aufleben, daß der Okkultismus, der vor kurzen Jahren wissenschaftlich ignorierte, Tag für Tag Raum gewinnt, daß alle Augenblicke eine neue religiöse Sekte auftritt, die mit seltsamen Allegorien und schier grotesk anmutenden Begriffen ihre Lebensberechtigung beweisen wollen. Dies alles hat Not und Mechanisierung aus der Erde gestampft, ihr edelstes Kind ist aber der Expressionismus. Kann, ja darf der Künstler diesem Drastischen, Brutalen gegenüber mit „Engelszungen reden", darf er in breiter, ruhig schwellender Sprache erratische Blöcke wälzenden Wildbächen entgegentreten? Muß sein Wort nicht zu Donner werden, das jederlei Stilistik verachtet und das nackte Wort, das Ausrufungszeichen dahinter erfüllen will? Jetzt frage ich alle, die am Wort Freude zu haben vermögen, ob ein Satz durch soundso viele eingeschobene Sätze an Wucht gewinnt, ob die vielen hemmenden Bindewörter ihn nicht verflachen. Ein Kommando muß kurz sein, um wirken zu können, eine Warnung knapp, um suggestiv zu sein. Es ist ganz klar, daß der Expressionismus von Stilistik absieht, daß er rhapsodisch sein muß.

Genau so verfehlt ist es, den Expressionismus in der Dichtung unklar zu nennen. Das eigene Ich ist ein gar seltsames Gebilde, zu dem die Wenigsten vorgedrungen sind. Sein dichterisches Spiegelbild kann unmöglich die weiche Sentimentalität eines Sonnenunterganges haben. Der dichterische Seelenspiegel, auf den die Impressionen der letzten Jahre in wilder Flucht einem Hagelwetter vergleichbar niedergefallen sind, müssen viel zu unverarbeitet daliegen, als daß sie geschachtelt und registriert sein könnten. Das neue, das empfangende, lesende Ich, welches von jedem anderen in seiner letzten Tiefe durch Welten getrennt ist, muß um diese neue sich darbietende Seele ergeben werben, um sie zu erringen, darf aber keinesfalls mit Vorurteil darangehen es zu seinem eigenen zu machen. Ueberdies verbietet jedem, insbesondere dem Künstler, eine tief in seinem Wesen wachende Scham von seinem Inneren in krassen Wendungen zu reden, sich seelisch völlig zu entkleiden und sich selber solcherart zu einem Anschauungsobjekte zu erniedrigen. Zu viel häßliche Augen gibt es in der Welt, als daß der Künstler, besonders der expressionistische, keine berechtigte Scheu vor ihnen haben sollte.

Und die Malerei? Man sollte meinen, daß der impressionistische Maler, mit dem was ihm in ältesten Zeiten wie heute und morgen geboten wird, sein Auslangen finden muß. Ewig und ewig kreist die Erde, wechseln die Jahreszeiten, Blau und Rot fällt mit gleichem Zauber ins Laub und die Farbenskalen spielen mit gleicher Lebendigkeit um alles was da ist. Dem, der dies meint, halte ich mit vollem Ernste wieder entgegen: es geht um mehr als um das Dichtwerk, um mehr als um das Gemälde, es geht um den Menschen.

Und wenn der Dichter mit umgekehrten Augen in sich sieht und um einen Halt zu gewinnen, sich gestalten muß, ist von diesem entsetzlichen in einer Elementargröße schaurig-schönen Gesetz auch der Maler nicht ausgenommen. Wußte er bisher in Laub und Kräuterwerk Elfen und allerlei Zauberwesen zu sehen, ist dies visuelle Sehen beim Anblick der eigenen Psyche in vielleicht noch gesteigertem Maße vorhanden und führt zu Bildern, so einzigartig und seltsam wie der geheimnißvolle innere Organismus eines schweren Menschen nur einzigartig und seltsam sein kann.

Schon Goethe hat vom „Eigenleben des Auges" gesprochen, Schopenhauer hat nie aufgehört von einer phantasievollen, organisatorischen Fähigkeit zu sprechen. Und die heute meinen, das Auge sei bloß die Aufnahmsplatte einer Gehirnsubstanz, die Bestehendes wahrnimmt, in weiterem Sinne erkennt und beurteilt, irren gar sehr. Man versuche einmal, ferne Räume sich rein visuell vorzustellen und wird mit freudigem Erschrecken wahrnehmen, daß außer der rein reproduzierenden Tätigkeit des Auges etwas neues dazukommt, eine Nuanse, eine Kontur, die den Augen etwas hinzufügt, sie mit einer Art Phantasie erfüllt. Man versuche beim Vortrage eines eingelernten Manuskriptes, eines gedruckten Gedichtes sich das abwesende Manuskript vorzustellen und wird staunen, daß das Auge jede einzelne Korrektur, ja selbst die Linie und Kurve manches sehr individuell geschriebenen Buchstabens sorgfältig bewahrt hat. Nun aber erst das Künstlerauge, welches in retrospektivem Sehen den Raum überwindet! Das leibliche, organische Sehen zwingt zu einem Ersehen der Dinge, das nacheinander folgt, also Zeit braucht und Raum anerkennen muß, indes das erinnernde, das visuelle Sehen eine Gleichzeitigkeit des Erkennens bedeutet, darin Zeit und Raum ausgeschaltet wird. Dies erklärt das oft grausige Nebeneinander von allerlei Dingen, die das Bild, welches eigentlich das lügelosefte Bild ist, unverständlich, grotesk, aber niemals unnatürlich machen können. Wenn Severini in seinem Bilde „Die Tänzerin" eine Fülle steil ineinanderspritzender Beinlinien, deren Lücken mit wechselnden Schatten ausgefüllt sind, malt, so ist seinem visuellen Sehen das stete Wechseln der Beinhaltung etwas Gleichzeitiges. Bequemer für den Laien ist entschieden eine gemalte Tänzerin, deren Körperrhythmus in einer einzigen elastischen Bewegung angehalten hat, dem Begriff des Tanzes kommt jenes Bild aber entschieden näher.

Bequemer ist es auch, wenn ein Dorfbild aus kleinen, pfiffigen Häusern besteht, dazwischen Geflügel in Sonnenglanz emsig scharrt, als das von Chagall stammende Bild „Ich und das Dorf", darin sämtliche Charakteristika des Dorfes in buntem Wirbel durcheinanderflattern, den Dorfbegriff überall andeuten, nicht zu Ende führen, wie auch das Chaotische des Bildes, eine Reminiszenz an das Dorf vorstellt, wo alle Erscheinungen gleichzeitig auftauchen.

Diese Bilderassoziation ist der Kern der expressionistischen Malerei. Sie ist es, die das innere Schaun zur Augenmusik (ein von H. Bahr geprägtes Wort) macht, darin die unscheinbarsten Dinge anwachsen und nur ihres bloßen Seins wegen Beachtung fordern. In dieser Gleichzeitigkeit des Erkennens liegt auch ein Schlüssel zum Wesen der Dinge, die geheimnisvoll und stumm, unberührt in aller menschlichen Not beharren und ihrer seltsamen Schleier wahrscheinlich nie entkleidet werden können.

So ist auch der Expressionismus ein Versuch, ein Hintasten zu den letzten Fragen, ein Suchen nach der verlorenen Heimat. Er versenkt sich in das eigene Ich, negiert die Außenwelt und begeht durch diese Halbheit denselben Fehler, den der Impressionist begeht, wenn er nur empfängt, nur sieht, und indem er das Gesehene durch die eigene Psyche nicht durchsieht, nicht zu Ende sieht. Der Expressionismus kennt die außer ihm stehenden Maßstäbe wohl, aber er will sie übersehen und wird dadurch an der Vollkommenheit seines Werkes schuldig. Damit ist auch das Wort gefallen, das so tief in uns allen brennen müßte: Vollkommenheit. Gemessen am starren Schweigen des Kosmos schrumpfen unsere Gewißheiten zusammen und es beginnt das Glaubensreich, in dessen wohligen Mantel sich die Unvollkommenheit gerne schmiegt. Wie alles Geschehnis, ist auch der Expressionismus eine Notwendigkeit, die darum ihre große Daseinsberechtigung hat. Dem der Expressionismus nichts zu sagen hat, tut nicht gut, wenn er ihn mißachtet, oder gar verlacht. Er möge ruhig an ihm vorübergehen, wie er etwa an der kleinsten Kreatur vorübergeht, deren urgeheimstes Wesen ihm auch nie erschlossen wird, dessen Schöpfer er darum aber doch nicht verlachen und mißachten darf.

Ida Marie Deschmann:

Feiertag.

Gezirpe der Wiesen; ein Häher im Wald;
Ein Glockenton, der herüberhallt.
Auf der endlosen Straße staubigem Band
Kirchengänger im Sonntagsgewand;
Darüber der Himmel, strahlend und blau ...
Der Herrgott geht sinnend durch die Au.

Olga Hörler:

Wer ist sie?

Wo lebte sie? Mit diesen beiden Fragen belästigte ich Jahr und Tag meinen kleinen Bekanntenkreis, nachdem ich im „Ostland" die Gedichte von Gerda Mieß gelesen hatte.

Mieß, sagten mir die meisten, ist eine Kronstädter Familie, und so schrieb ich nach Kronstadt; denn finden wollte ich sie um jeden Preis. Dort war sie aber nicht zu erfragen. Als aber einmal in einer Hermannstädter Nachbargemeinde eine größere Versammlung abgehalten wurde, hielt man mir zuliebe bei Kronstädter Damen eine kleine Umfrage nach Gerda Mieß. Es kannte sie keine, aber freundlich lächelnd sagte eine Ortsangehörige: „Die wohnt ja hier! Das ist ja unsere . . . . ."

Und noch an demselben Abend schrieb ich an Gerda Mieß, denn mich interessierte diese Frau mehr, als ich sagen kann. Mir war es, als hätte ich in ihren Gedichten das Blümlein „Wunderhold" gefunden, als hätte ich eine Perle entdeckt, die auf dem Grund des sächsischen Volksgemütes sich nur schwer zu bilden vermag.

Was ich von ihr gelesen hatte, waren Gedichte, wie sie in der Seele ungewollt entstehen, wie sie inmitten des Alltaglebens durch ein Wort, einen Laut, einen Duft hervorgerufen werden, weiter klingen und mahnen, bis man sie halb unbewußt niedergeschrieben hat. — Aus diesen geheimnisvollen Tiefen des Empfindens entstand in Gerda Mieß während einer glücklichen Brautschaft und in noch früherer Zeit der Jungmädchenjahre manches Liebeslied. — Das war die Zeit, in der die Jugend voll Sehnsucht ist und in der — wie einmal ein Franzose sagte — für die kleinen Mädchen schon ein Mondstrahl als Geliebter gilt und sie einen blühenden Baum umarmen, weil er so schön ist. Aus diesen Tagen schmerzlicher und seliger Gefühle stammt:

Von einem Kuß.

Mir hat geträumt von einem Kuß,
o wunderbarer Traum,
daß ich daraus erwachen muß,
die Sinne fassen's kaum.
Fest drücke ich die Augen zu:
Ob er nicht wiederkehrt?
Wie hat der Traum doch meine Ruh
So wonnesam gestört!
Noch einmal nur die süße Qual,
davon mein Herze wund;
o küsse, küsse noch einmal
den liebdurst'gen Mund!
Allein ich wache, schon ist Tag
und träumte noch so gern!
Dem trunken ich am Herzen lag,
wie ist er doch so fern.

Und das formvollendete Sonett:

Vollmond.

Nun ist der volle Mond emporgestiegen,
mein Auge ruht in seinem klaren Blick,
o, dürfte so, Geliebter, mein Geschick
von dir bewacht, vor deinen Augen liegen!

Wie wollte da die Seele aufwärts fliegen,
sie ließe alles Häßliche zurück,
um sich in unausdenkbar reinem Glück,
gleich wie in einem Silberstrom zu wiegen.

Doch wie der Mond durch blaue Aether gleitet,
von fernher nur auf düstern Erdenpfad
den holden, allzuflücht'gen Schimmer breitet,

so gehst auch du! — Kaum bist du mir genaht
und hast mein Herz der bitt'ren Nacht entrissen,
Steh' wieder ich allein in Finsternissen.

Gerda Mieß, die damals ein Tagebuch führte, schrieb diese kleinen Gedichte darin ein, denn ihre Erlebnisse formten sich unwillkürlich zu Versen, die sie hätte in Prosa auflösen müssen, um im gewöhnlichen Tagebuchstil zu schreiben.

Als dann das Leben über die Dichterin den warmen Sonnenschein der Erfüllung gebreitet hatte, blieb doch die Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, Unfaßbarem in ihr, wie sie feinbesaiteten Menschen eigen ist und in einem religiös gestimmten Gemüt in einer Zuflucht zu Gott und in der Hoffnung auf ein Jenseits gipfelt. Auch Stunden der Resignation kamen über die junge, blühende Frau, die in dem Wunsche ausklangen, alle ihre Empfindungsflut möge auf ihre begabten Kinder übergehen. Die Schlußstrophen eines Gedichtes lauten:

„O könnt' das einst erwachen
zu neuer Flammen Glut,
könnt' das empor einst stürmen
In meiner Söhne Blut!
Dann dürft ich ruhig schlafen,
mein Tagwerk wär' getan,
denn meine Straße stiege
Auf's neue himmelan."

Indessen leben die heimlichen Lieder in ihr selbst unentwegt weiter und zwischen den Zeilen ihrer Gedichte, die sie nur für sich niederschreibt, schwingen leise Melodien, die mit den Worten geboren werden; Wort und Tondichtung verschmelzen ineinander. Ohne Kompositionslehre studiert zu haben, spielt sie auf der Guitarre oder Violine die Begleitung; genau so, wie unsere lieben alten Volkslieder, stets zusammen mit der Melodie, entstanden sind. Ein junger Reichsdeutscher, der heuer im Sommer sich auf der Durchreise in Siebenbürgen aufhielt, bekam davon etwas zu hören und schickte diese volkstümlichen Weisen seinem Vater, dem Direktor einer Zentralsingschule in Würzburg, zur Begutachtung ein; und zwar besonders deshalb, weil dessen Bestreben dahin geht, im Zauberreich der Musik die Melodie auf den Königsthron zu heben. Direktor Raimund Heuler will nun auch eines dieser schlichten Lieder in eine von ihm geplante Anthologie aufnehmen und fand warme Worte der Anerkennung für den volkstümlichen Ton.

Am Hermannstädter Frauenabend (6. Dezember) wurden einige Lieder aus der kleinen Sammlung zum Vortrag gebracht. Frau Berta Bock schrieb eine Klavierbegleitung dazu. Eines der Lieder ist mir dem Text nach bekannt und soll noch hier seinen Platz finden:

Abendhimmel.

Spätabendhimmel du!
O segne mich, o segne mich
mit deiner süßen Ruh!
Gib Frieden meiner wunden Brust
und eines sanften Schlummers Lust,
Spätabendhimmel du!

Ein Engel, naht die Nacht.
Ich berge mich, ich berge mich
in seines Mantels Pracht.

Zu Häupten mir das Sternenzelt
nimmt leis hinweg den Lärm der Welt.
Ein Engel, naht die Nacht.

Wie ferner Harfen Sang
lebt noch in mir, lebt noch in mir
ein letzter, weher Klang.
In meiner Seele steht dein Bild,
doch ist mein Leid schon süß und mild
wie ferner Harfen Sang.

Auch eine Hymne, von derselben Verfasserin komponiert, wurde vorgetragen und ich frage nun keinen mehr: Wer ist sie? — Vermag ich es auch nicht literarwissenschaftlich zu begründen, so fühle ich es doch instinktiv: Sie ist ein goldechtes, lyrisches Talent.

Ida Maria Deschmann:

Die Freunde.

(Fortsetzung.)

Jetzt war der März im Lande. Kleine Veilchen spähten hervor unter dunklen Blättern, ganz verkrochen in altes Laubwerk. Gelbe Primeln hielten ihre Blütensternchen der Sonne entgegen und der Krokus kredenzte Lenzlust in seinen violetten Kelchen.

Aber die Weinreben, in den stramm geordneten Reihen, trugen noch keine sonneverwehrenden Blätter. Ihr Saft schoß machtvoll zu den Augen hin, neu zu bilden, kräftiger zu schaffen, was des Gärtners Hand mit strenger Schere dem Weiterwuchse entzogen hatte. Und die Bäume hatten noch keine plaudernden Blätter; winzig und ein wenig ängstlich drängte es sich grün aus dem glänzenden Dunkel des Astwerkes und neugierig, wie schelmische Kinderköpfchen, spähte es verstohlen aus engwerdenden Knospendecken: zart rosa und wundersam weiß. Ein Werberuf des jungen, neuerstarkten Lebens, unsagbar lieblich und berückend hold! Hämmernde Herzen gaben Antwort auf diesen Werberuf; jauchzende Pulse sangen das unendliche Lied von Lenz und Leben....

Der einsame Mann, der mühsam schreitende, war bis in seinen Weingarten hereingekommen. Er war im Keller gewesen, hatte mit seiner gütigen Hand über die Dauben seiner Fässer hingestrichen, daß es war, als wolle er sie herzlich grüßen. Er hatte in dem Vorraume zu dem Keller ein Bündel Bast ergriffen und an eine andere Stelle gelegt, er hatte mit dem Fuße an dem Haufen ungelöschten Kalkes ein wenig herumgeschoben, hatte ein Trinkglas erfaßt, es betrachtet, wieder hingestellt; dann war er wieder ins Freie getreten und hatte den Keller verschlossen, mit dem ungefügen, großbärtigen Schlüssel, den man so seltsam, in umgekehrter Richtung, in dem Schlosse drehen mußte....

Der Mann mußte sich noch einmal umwenden. Hatte eine Stimme aus dem Keller gerufen? Hielt ihn hier etwas fest? Er lauschte. Alles war still. Nur die Waldbäume rauschten leise und der Märzwind pfiff sein tolles Lied.

Der einsame Mann stieg hinan zu dem oberen Teile seines Kellergebäudes und öffnete den Pressenraum. Auch hier war alles, wie er es verlassen hatte. Einige alte Hüte lagen umher, wie er sie bei seiner Tätigkeit im Garten gerne verwendete, mancherlei Gerät hatte seine werkfrohe Hand in diese und jene Ecke gelehnt, auf verschiedene Tragbalken gelegt.

Er griff nach einer Schaufel. Sie war ihm schwer; hart zog sie seine Hand hinab. Seltsam zuckte er zusammen bei der Schaufel schwerem Zug.... Er lehnte sie rasch in die Ecke und wandte sich der Türe zu. Wieder war es, als klänge etwas. War das Lachen? War das ein Lied? Ein lustiges Winzerlied in froher Erntezeit? Oder? War das etwas anderes? Enthuschte der Klang nicht um die Hausecke? Rief es nicht neckend seinen Namen? ... Ein leichtes Lächeln umspielte des Mannes ernste Lippen; geisterte es hier an hellichtem Lenztage? „Gute Geister!“ mußte er denken, „helle, freundliche Geister! Was licht gewesen ist bisher in meinem Leben, hier hat es lichten, seligsten Glanz gewonnen.... Was dunkel gewesen ist und leiddurchwühlt, hier ward es befreit von Erdenqual und hat zu Gott gefunden.“

Liebevoll umfing sein Blick den Keller, die Waldbäume, die Rebenreihen, die knospenden Obstbäume, das Gras zu seinen Füßen, der niedlichen Blümlein rührende Kinderaugen.... „Freunde! Meine Freunde! Hättet ihr mich vergessen, wenn ...?“ Er mochte die Frage nicht zu Ende denken. Wildweh riß es an seinem Herzen.... Er liebte das Leben. Dieses große, tausendgestaltige, prachtvolle Leben! Mit allen Fasern seiner lohenden Seele hing er an diesem Leben, an diesem unerbittlichen, diesem grausamen, diesem alles überwältigenden Leben....

Ein Taumel faßte ihn. Schwer stützte er sich auf seinen Stock. „Ihr Freunde! Wenn ich nicht mehr her zu euch ... Wenn ich dort ... dort,

drunten, im Ort ... hinter der Kirche ... Wenn ich dort, tief unter eurem Blühen ... Tief drunten, umschlossen von schweren, sonnenlosen Erdschollen ... Ferne vom Licht! Ferne von den Blumen! Ohne das Rauschen des Waldes! Ohne das Jubilieren seliger Vogelstimmen! Ohne der Sterne goldene Schrift! ..."

Der einsame Mann hatte die Türe zu der Presse verschlossen und schritt nun zwischen den Rebenzeilen hin. Er neigte sich über die Reben, prüfte mit behutsamem Finger Keimen und Wuchs der Stöcke, richtete sich wieder zu voller Höhe auf und hielt die bleiche Hand an die heiße Stirne. Und über ihn hin pfiff der Märzwind; der junge, wilde, trotzig fordernde Wind. ...

Müde sank der Mann nieder auf die Bank, die mitten im Garten stand, im Sommer unter Weinblättern, jetzt frei die niedergeschnittenen Reben überragend, frei umjauchzt von dem tollen, lenzerzwingenden Wind.

Wie der einsame Mann sie liebte, diese Bank; wie es ihn immer wieder herzog, her an diesen Platz!

Umhüpfte an diesem Platze nicht seine Kindheit, sein Denken? Umsprang ihn nicht ein übermütiger Junge, seinen Namen tragend, ihm gleich in jedem Zuge? Er selbst! Als Knabe seine eigene Erinnerung durchtollend. Und später? Hatte hier nicht schon Lachen geklungen? Frischer Mädchenlippen helles Lachen? Und er sah sie wieder vor sich stehen, wie sie ausgesehen hatte, damals vor vielen Jahren. Ein blaues, schlichtes Gewand hatte sie getragen; einen Rechen hatte sie geschultert, wie ein Soldat sein Gewehr. Wenn er aus der Stadt kam — er war schon Student gewesen, damals — hatte sie ihm von weitem entgegengelacht, war von der Feldarbeit weggelaufen und hatte ihm die Hand geboten, ihre feste, arbeitstüchtige Hand. Und Kornblumen hatte sie in ihr Haar gesteckt, seit sie wußte, daß er diese liebe Blüte gerne sah, in ihrem dunkelblonden Ringelhaar und aus ihren braunen Augen blitzte der Schalk, übermütig und herzbezwingend.

Was war aus ihr geworden? Wieso hatte er sie aus den Augen verlieren können? Sie und so viele andere, Männer und Frauen, die ihm begegnet waren in seinem weiten, wegereichen Leben.

Und da waren Wege ... ferne Wege ... ferne Gegenden, ferne, fremde Landschaften ... Das Meer ... hohe Wogenberge ... das Schiff konnte nicht landen. Es warf seine Menschenbürde in kleine Kähne und schickte die Geängstigten, über schwer rollende Wogen, hinüber an asiatischen Strand. ... Dann wieder Aegypten. Glühende Sonne, tiefer, menschenüberstäubender Sand. Gelber Wüstensand. Unheimlich, hoch und gewaltig ragend, die Pyramiden. Beduinen in weißen Mänteln. Schwarze, feurige Rosse. Und auf den Pyramiden viele Menschen, Reisende aus allerlei Ländern, kletternd und emporgehoben, von einer der mächtigen Stufen zur nächsten ...

Dann wieder Spanien ... Stiere, blutend in der Arena. Rote Tücher. Heißerregte Gesichter. Glühende Augen. Aehnlich glühend wie ... wo nur? Wo waren die Mienen so erregt gewesen von Leidenschaft? Monte Carlo. Die Spielsäle. Männer, die Geldhaufen gierig anstarrend, Frauen in reichen Gewändern, Armbänder hastig abstreifend, Ringe hinwerfend als Spieleinsatz; die Lippen bleich, die Augen starr ... Dort! Geld! Möglichkeiten! Gewinn! Geld! Und die Bankhalter, die Spielleiter, ruhig und sicher die goldenen Berge abstoßend, heranziehend. Und draußen, das Meer, mit seinen verschwiegenen Wellen; wenig begangene Wege in den Anlagen; einsame Bänke ... und manchmal ein kurzer, scharfer Knall ... manchmal ein Schlag in die Wellen ... War ein Mensch weniger? Fragten sie darnach, drinnen in den Sälen, in ihrer heißen Gier nach Geld ...?

... Und London. Die Themsebrücke. Die Westmünsterabtei herüberragend; der dunkle Tower. ... Und da vorne das große Gebäude? Die Frage an einen Begegnenden: „Sagen Sie mir, bitte, ist das das Somersethaus?" Darauf der Fremde: „Nenne mich du, Fremdling. Ich bin ein Quäker und ich sehe in dir meinen Bruder. Brüder aber nennen sich „du". Uebrigens will ich dir sagen: das dort ist das Somersethaus."

Und wieder: die Rauchsäule des Vesuv, sich in der Luft ausbreitend, wie die Krone einer Pinie. ... Wieder erweckter Tod, in den Straßen von Pompeji ... Knaben, mit heftigem Gebärdenspiel, in den Gassen von Neapel. Die appische Straße, mit ihrem Todesprunke die Campagna durchschneidend. ... Rom! Michelangelos Riesengestalten in der schier unermeßlichen Kuppel der gewaltigsten Kirche der Welt ... Die vatikanischen Stanzen und Raffaels Sieg der Linie. Die blendende Helle des Petersplatzes, edle Säulen ringsum, in der Mitte diese Helle durchstochen, von der spitzen Nadel des großen Obelisken. ...

Und wieder in einer anderen Stunde, der Markusturm, hineintauchend in das Silberfluten des Meeres; leises Plätschern unter den Ruderschlägen venetianischer Gondoliere. ... Ueberhaupt dieses Italien! Seltsames Land, überwuchert von Blüten, belastet mit Tausenden von Quadern einer mächtigen Vergangenheit; überschattet von den Dunkelheiten wildester Leidenschaften; übergoldet von der Herrschaft gewaltiger Päpste. ... Immer noch Lorenzo des Prächtigen Geist wandelnd, zwischen den Zeugen eines unfaßbar neu gewesenen Erlebens; immer noch die Zeit der Mediceer, wie eine Fanfare schmetternd, aus der Ferne versunkener Jahrhunderte. ...

(Schluß folgt.)

voneinander getrennt wurden; dann schlug der Erzmann das weiche am Rande gelagerte Eisen mit einem Handhammer ab, der Kern war Stahl. Beides wurde entweder als Rauheisen verkauft oder im Tale verarbeitet.

Zuerst dürfte die Vordernberger Seite des Erzberges abgebaut worden sein (die Namen „Altenberg" und „Altenmarkt" sind höchst bezeichnend), gleich unter dem Präbichl und auf der Feistawiese am Rößl, weil hier der Eisenstein wohl am stärksten verwittert war. Was heute als Römerstollen bezeichnet wird, stammt freilich erst aus dem 16. Jahrhundert. Das Eisen wurde anfangs sicher den bequemeren Weg nach Leoben gebracht, denn nach Norden waren schwere Verkehrshindernisse. Nach Admont ging der Weg über Radmerhals, Neuburg und Johnsbach, nicht über Hieflau und durchs Gesäuse. Als die Erzleute jedoch den Abhang des Erzberges tiefer hinabstiegen, mußte man Fahrwege gegen die untere Enns (Groß-Reifling) schaffen; das Gesäuse war damals unwegsam, weshalb vielleicht in älterer Zeit der Weg ins Schwalbeltal nach Lainbach dem über Hieflau vorgezogen worden sein mag. Diese Erweiterung des Verkehres kam vor allem der Stadt Steyr zugute, die mindestens seit 1050 dem Herrn des Erzberges, dem Markgrafen, gehörte. Sie suchte das alleinige Einkaufsrecht für das ganze Eisen zu erlangen, das nordwärts ging, und für das Floßholz, auf dem das Eisen von Groß-Reifling an verfrachtet wurde[17]). Aber zunächst hatten auch andere Städte und Märkte im südlichen Oesterreich das Recht, Roheisen im Eisenerzer Bezirke zu kaufen und zu verkaufen, zu verarbeiten und als Sense und Sichel, Messer und Schwert, als Pflugschar und Axt zu verkaufen; zum Beispiel der bischöflich freisingische Markt Waidhofen an der Ybbs im Alpenvorlande, das man schon im 13. Jahrhundert die „Eisenwurzen" nannte, obwohl man dort kein Erz gewann; aber das Ausland bezog von hier die Eisenwaren.

Dieses Aufblühen fand unter den letzten Babenbergern statt (1194 bis 1246), zu einer Zeit, da technische Verbesserungen eine stärkere Eisenerzeugung ermöglichten. Man baute wohl schon Blähhäuser und in ihnen den ein bis zwei Meter hohen Stückofen und verwendete größere Blasbälge, indem man die Kraft des Erzbaches zum Betriebe von Rädern ausnützte, die den Blasbalg bewegten. Wer die Mittel hatte, solch ein Radwerk zu bauen und das Erz in einem solchen Blähhaus zu schmelzen, der erzeugte viel größere Maße und wohl auch besseres Eisen als der Besitzer eines kleinen Rennofens. Kurz vor dem Jahre 1270 waren beide noch nebeneinander tätig, denn man erzeugte auch kleine Massen, von denen zwanzig auf acht große gingen.[18]) Die großen Maße konnte der Handhammer nicht mehr in Weicheisen und Stahl zerschlagen; auch hier mußte das Rad helfen, das einen großen Hammer hob, „Deutschhammer" später genannt. Auch wurden die Maße in zwei Stücke („Halbmaß") geteilt, damit man sie leichter übertragen konnte.

Die wirtschaftlichen Folgen dieser neuen Betriebsart waren groß: der Gewerke beschäftigte mehr Knappen, weil er mehr Erz benötigte, und daher auch mehr Arbeiter in der Schmelzhütte (Blähhaus), mehr Erz-, Eisen- und Kohlführer; er brauchte mehr Lebensmittel, da die Bevölkerung stark anwuchs. Bisher hatte er einen großen Teil selbst erzeugen können, weil er zugleich einen bäuerlichen Besitz (Hube) bewirtschaftete. Deshalb schenkte ja der Landesfürst dem Kloster Vorau 1171 eine Hube, denn mit ihr war das Recht verbunden, am Erzberg zu graben und Eisen zu schmelzen: „Radwerk wird genannt die ganze (Erb-) Gerechtigkeit eines Radmeisters am Erzberg mit Haus, Hof, Grund und Boden, Wäldern und Zugehör und das Recht auf ein Blähhaus"; so war es im Jahre 1560[18a]) und sicher war es dreihundert Jahre vorher nicht anders. Für diese Nutzung der Hube zahlte der Gewerke einen kleinen Grundzins dem Landesfürsten oder den Klöstern Göß und Admont und jenem für das Bergbaurecht eine Abgabe in Eisen, wohl den zehnten Kübel, später in Silber. Aus dieser Abgabe erhielten die Klöster Seitz, Gairach, Neuberg usw. ihren Anteil. Sie wurde Fron und Wechsel genannt. Hube und Recht durfte vererbt, verkauft und verpfändet werden, doch nur mit des Grundherrn oder seines Amtmannes Wissen, es war also ein Erbbesitz. Der Gutsbesitzer und Gewerke konnte seine Leute mit Fleisch, Fett und Milch, wenn schon nicht mit Mehl versorgen, er hatte für seine Rosse Futter, für seine Stollen und Rennöfen Holz in der Umgebung des Erzberges. Aber jetzt, nach 1270, reichte das alles nicht mehr hin. Deshalb wurde der Betrieb geteilt: die Hämmer, die das Rauheisen zerlegten, und jene, die es dann verarbeiteten, mußten zumeist aus dem Bezirke hinaus an die Enns, wo besonders Admont Hämmer zu St. Gallen, Weißenbach, Landl, Laimbach, Groß-Reifling, an der Laussa usw. einrichtete, und an die Mur und Mürz; hier hatte man die Wasserkraft, die Wälder und auch die Lebensmittel näher. Anfangs leitete wohl derselbe Gewerke den landwirtschaftlichen Betrieb, die Arbeiten am Berg, das Blähhaus am Erz-

[17]) Ueber die Handelsbeziehungen, die hier auch in der Folge nur gestreift werden können, unterrichtet vortrefflich (wie überhaupt über das Eisenwesen des Erzberges): Ludw. Bittner, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft 1625 (Archiv für österreichische Geschichte, 89. Bd., 1901).

[18]) Urkunde, gedruckt bei Lorenz, Deutsche Geschichte, I, S. 469 f. Vergl. Muchar (s. Anm. 12) V, 341. „Pro viginti massis ferri, quas in Leuben prius recipere consueverint."

[18a]) Muchar (s. Anm. 3).

bach und den Hammer an der Enns oder Mur; später ging dieser in andere Hand, zumeist in die des jüngeren Sohnes über. Vielleicht rückte auch die Ansiedlung „vor dem Berg" damals etwas tiefer ins Tal hinab, etwa in die Gegend Wegscheid—Steinhaus—Lorenzikirche, wo für Blähhäuser und Hämmer mehr Platz und der Wald näher war. Für den Erzberg war eine neue Zeit gekommen, welche neue Formen verlangte; der erste Habsburger gab sie.

II. Der Markt „im Eisenerz".

1249 bis 1424.

Das erste Kapitel schilderte, wie die Verhältnisse im Eisenerzer Bezirke bis auf König Rudolf von Habsburg gewesen sein können; nicht: gewesen sind, denn für manche Annahme fehlt der urkundliche Beweis. Man wußte schon in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit recht wenig über die vergangenen Zeiten und schob die Schuld auf den Brand, der im Jahre 1492 Eisenerz zerstörte und damit alle alten Urkunden und Akten vernichtete.[19]) Aber das glaubte man vor 200 Jahren zu wissen, daß König Rudolf am Oswaldtage (5. August) 1279 am Erzberg weilte, den Grundstein zur Pfarrkirche legte und die Siedlung diesseits und jenseits des Präbichls zum Markte erhob, mit dem Rechte, daß die Bürger aus ihrer Mitte einen Richter und 12 Geschworene wählen durften. Der Richter hatte fortan im Bezirke („Burgfried") das niedere und das hohe Gericht: Burgfried und Landgericht; der erste Richter war Hans Stettner, der als Siegelbild eine Hand hatte.

So Schidlberger.[20]) Eines ist nachweisbar falsch: König Rudolf war im August 1279 noch in Wien und zog im September über Wiener-Neustadt, Aspang, Friedberg und Hartberg nach Graz und berührte auch bei der Rückreise im Oktober weder Leoben noch Bruck, war also damals nicht am Erzberg[21]) Und auch sonst nicht, daher er den Grundstein nicht gelegt haben kann. Doch der Hauptteil der Nachricht kann wahr sein, denn bereits 1282 erscheint in einer Admonter Urkunde die Oswaldikirche und 1296 nennt eine zweite den Richter im Eisenerz, Wolflin Hellprakch, als Zeugen; damals war also die Gemeinde am Erzberg bereits ein Markt. Und 1293 heißt sie in einer dritten noch „Dorf" (villa)[22]), so daß man meinen möchte, die Erhebung sei 1294 oder 1295 erfolgt; aber so ganz sicher ist das doch nicht. Der landesfürstliche Bergmeister wird nach 1290 nicht mehr genannt;[23]) seine Befugnisse übernahm eben zum größten Teil der Marktrichter. Der sammelte die Abgaben, die vom Berge, vom Gerichte und aus der Besteuerung flossen, und schickte sie nach Graz dem obersten Finanzbeamten, dem Landschreiber. Dieser konnte sie von 1314 an nur selten dem Herzog zur Verfügung stellen, denn sie waren meist verpfändet oder verpachtet und wurden dem Gläubiger ausbezahlt.[24]) Neben dem Richter wirkte ein herzoglicher Forstmeister (1409). Außerdem gab es für das herzogliche Amt Münichtal einen Amtmann, der ein Besitzer war, bei den anderen Münichtalern die Zinse einhob und vielleicht zeitweilig auch die Forste seines Herrn beaufsichtigte; ebenso war der Gösser Amtmann in Krumpen ein Besitzer und wohl zumeist auch Gewerke. Ein gewisses Oberaufsichts- und Schutzrecht über den Berg und den Bezirk hatten der herzogliche Burggraf von Leoben und der Landrichter von St. Peter, seit er wieder herzoglich, nicht mehr gräflich Pfannbergisch war[25]). Doch Herzog Leopold ermahnte 1382 Richter, Rat und die Bürger zu Eisenerz, an ihren Freiheiten und Rechten, die sie von seinen Vorfahren oder von ihm bekommen hätten, und an ihren guten Gewohnheiten, am Gericht und am Burgfried und Gerichtsbezirk festzuhalten. Daß der Richter von Eisenerz — damit war damals Vordernberg und Innerberg vereint gemeint — auch das hohe Gericht besaß, beweist der Name „Treppelgalgenwiese" am Feisterbach (1393). Ueber die Strafgerichtsbarkeit ist aus älterer Zeit keine Urkunde erhalten, dagegen blieb eine interessante Gerichtsurkunde bewahrt, die unseren Bezirk zum Teile berührt. Hier und im Mürztale gab es im Jahre 1415 viele Brände; die Volksstimme bezeichnete Meister Heinrich, den Hammerschmied von Seebach, und seine Frau Hailwig als Urheber. Er beschwerte sich darüber bei seiner Grundherrschaft Hohenberg (Niederösterreich) und deren Landrichter lud die Vertreter der Städte und Märkte Leoben, Bruck, Mürzzuschlag, Kindberg und der beiden Berge des Vorderen und Inneren Eisenerz zur Beweisführung vor. Als

[19]) Nach Schidlberger (vergl. Anm. 5) war der große Brand 1492, 1494 und 1496.

[20]) Vergl. F. M. Mayer (Anm. 5), S. 5. Schidlberger meint ganz merkwürdig, Richter und Rat hätten seit 1279 die früher bestandenen 12 Geschworenen ersetzt. Er wußte also nicht, daß sie damals den Rat ausmachten. Wenn eine Urkunde vom 26. Dezember 1342 den „Richter und seine Gesellschaft in Eisenerz" anführt, so meint sie damit wohl den Rat (Muchar, Geschichte der Steiermark, VI, 296). Am 21. April 1418 werden der Richter und die 12 Geschworenen genannt (Chmel, Oesterreichischer Geschichtsforscher I, S. 4 f).

[21]) Redlich, Rudolf von Habsburg.

[22]) Die drei Urkunden in Anmerkung 12.

[23]) Bergmeister erscheinen von da an bis zum Ausgang des Mittelalters nur bei Weingärten und das in Urkunden häufig genannte Bergrecht ist eine Weinbergabgabe.

[24]) Im Jahre 1330 verpachtet dem Pfarrer von Pürg (Chmel, Oesterreichischer Geschichtsforscher II, 2, 221). 1416 erhielt Hans von Winden die Gerichtseinkünfte, weil sie ihm verpfändet waren (Muchar, Geschichte der Steiermark VII, 197, Kopie 4636b, Landesarchiv).

[25]) Urkunden von 1331 und 1385, Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark IX, S. 241 und Mayer (Anm. 5), S. 28.

sie nicht erschienen, erkannte das „ehrbare Gedinge", bestehend aus Herren, Rittern, (adeligen) Knechten, Bürgern aus Städten und Märkten und anderen frommen landgesessenen Leuten am 4. November 1415 als Recht: jeder behauste Seßhafte in den genannten Städten, Märkten und in den beiden Gebirgen sei der Herrschaft Hohenberg 6 Schillinge 2 Pfennige Strafgeld zu entrichten schuldig[26]). — Ob auch nur einer sie bezahlte, ist sehr fraglich.

Häufig erscheinen Richter und Ratsbürger als Zeugen bei Verkäufen und bei Stiftungen; jedenfalls mußten alle Urkunden, die irgendwie das Bergwesen betrafen, vom Richter oder seinem Vertreter gesiegelt sein. Da sie einen trefflichen Einblick in die Grundlagen der wirtschaftlichen Verhältnisse gewähren, seien einige im Auszuge angeführt, und zwar in der Redeform jener Zeit.

1. Am 30. März 1389 siegelte Dietmar der Kitzmägel, Richter im Eisenärtzt, Hans der Kornmarkt, Amtmann der Aebtissin von Göß im E., und Nikla der Esel folgenden „Brief": Der letztgenannte verkauft seine vom Großvater („Enen") Heinrich ererbte Hube, das Haus darauf, das Blähhaus, die Schläge auf dem Erzberge, die seit alters dazugehört haben, die Oerter im Walde, die er von seinem verstorbenen Bruder Stefan ererbt, ein Feld ober dem Haus, eine Keusche („Hofstatt") an der Riesen, darin Leb der Nagenkegel wohnt, ein Blahhaus ob der Huben, von dem man alle Jahre 18 Pfennige Grundzins dient und ein Lot Silber in des Herzogs Steuer, wenn man darin bläht; ferner ein Blähhaus unter der Hube mit gleichem Zins und gleicher Steuer, drei Wiesen im Münichtal, die seit alters zur Hube gehören und für die man dem Kloster Reun alle Jahre 6 Mäßel Eisen nach Hafning unter die Linde liefern muß, wofür die Mönche eine Fuder Salz und eine Balghaut nach altem Herkommen widergeben. Die Hube dient dem Landesfürsten jährlich ein Lot Silber in seine Steuer. All das verkauft der Esel dem Leb Nagenkegel um 90 Pfund Wiener Pfennige.[27])

2. Am 4. Dezember 1402 verkaufte Meinhard, der Wernzlin Sohn, Bürger im Eisenerz, dem Leobner Bürger Jakob Unsinn Haus u. Hube im Oberdrum, von der er dem Stifte Admont jährlich 12 Schillinge Zins zu reichen hat, ferner die Frischenwiese u. ein Holz um 226 Pfund Pfennige. In diesen Besitz dienten als Unterpächter: Imring 3 Schillinge, und zu Weihnachten 2 Hühner; die Feulingerin 3 Schillinge 10 Pfennige und noch 60 Pfennig.[28])

3. Heinrich der Pozzel, Bürger im Eisenärzt, verkaufte 1416 sein Erb-Zinsgut („Burgrecht") zu Hofstätten: ein Haus, eine Keusche u. ein Peuntel um 32 Pfund und 3 Gulden Leihkauf an Ulein den Tod; dieser sollte jährlich 24 Pfennige, zu Weihnachten 2 Hühner und zu Ostern 7 Eier in das Schwaiggut dienen.[29])

4. Kathrei die Gotschlin im Eisenerz überläßt dem alten Ultschl eine Reutwiese, für die er jährlich 29 Pfennige Grundzins dem Ott Hasenauer als Besitzer des Steingrüblergutes, und jährlich 3 Schillinge Ueberzins ihr selbst zahlen sollte (1419).[29a])

5. Diepolt Jakel im Vordernberg verkauft ein Burgrecht, das zur Mulnarinhube gehört und jährlich am Laurenzitag 27 Wiener Pfennige ins herzogliche Gericht zahlt, dem Hans Wurger um 13 Pfund und 4 Groß (Groschen) Leihkauf (1422).[30])

Wir können uns schon aus den wenigen Urkunden ein kleines Bild machen. Noch war und blieb der bäuerliche Besitz, die Hube, die Grundlage der Wirtschaft. Der Herzog oder die Klöster Admont (s. o. Nr. 2) und Göß gaben sie in Erbpacht („Burgrecht") aus. Der starke Bevölkerungszuwachs hatte zur Folge, daß aus den großen Gütern Stücke herausgeschnitten und vom Erbpächter an Unterpächter weiter verliehen wurden, die ein Häuslein darauf erbauten und ein kleines Wieslein (Peunt) davor hatten, kaum genug für eine Ziege. Ein solcher Zwergbesitz hieß eine Hofstatt; diesen Namen führt geradezu ein Teil des Gösser Amtes Krumpen. Der Pächter hatte den Besitz ebenfalls „zu Burgrecht" inne und konnte ihn daher verkaufen; der Käufer mußte nur den ein für allemal festgesetzten Zins für die Hofstatt oder die Wiese ins Stammgut (bei Nr. 3 ist es das Schwaiggut, bei Nr 4 das Steingrüblergut und bei Nr. 5 die Mulnarin-Hube) entrichten. Diese Zinse waren mitunter allein oder insgesamt höher als der Zins, den das Stammgut dem eigentlichen Herrn, also dem Herzog oder dem Kloster, zahlte. Ein merkwürdiges, altes Gegenbeispiel zu den heutigen Miet- und Aftermieterverhältnissen!

Diese Unterpächter waren vielfach Knappen, Blahhausarbeiter, Handwerker, Wirte, Krämer. Mitunter trug das Teilgut auch ein Blähhaus, mußte aber dann schon größer sein und „Oerter" am Berge und im Walde haben; das heißt: das Recht, oben zu graben und im herzoglichen Walde zu schlägern. Es fällt auf, daß ein Besitzer gleich drei Blahhäuser hatte, ein Beweis für den starken Betrieb, wenn wirklich alle zugleich tätig waren.

Es war schon mehrmals davon die Rede, daß das Stift Göß viele Bauerngüter zu Hofstätten im Krumpental besaß. Es gab sie nur in Zeitpacht („Freistift") weg, nicht in Erbpacht („Burgrecht"), weil es einem neuen Zeitpächter den Zins steigern konnte, dem Erbpächter aber nicht. Doch im Jahre 1346 war Göß in bedrängter

[26]) Regesten bei Schiedlberger, Ingedenkbuch, jetzt ausgezogen im Landesarchiv.

[27]) Urkundenabschrift 3663a aus Handschrift 2255, Landesarchiv. Die Zunamen sind während des Mittelalters durch den Artikel vom Vornamen getrennt, seit Maximilian I. nicht mehr. Man erkennt noch bei vielen die Art der Entstehung; zum Beispiel: Hans der Wäger. Die freiwillige Gegengabe der Reuner Mönche erklärt sich daraus, daß das Stift von Aussee Salz bezog, ebenfalls ein Geschenk des Herzogs (siehe Srbik, Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens [Heft 12 der Forschung zur inneren Geschichte Oesterreichs, herausgegeben von A. Dopsch] und meine Geschichte der Steiermark I, 284). Die Balghaut war dem Gewerken für den Blasebalg wertvoll. Man sieht, wie einfach die Wirtschaftsformen damals waren und wie der Tausch keine kleine Rolle spielte.

[28]) Siehe Anhang der Buchausgabe.

[29]) Or. Urk. 4633a, Landesarchiv, früher im Stiftsarchiv Göß, daher der Besitz wohl dorthin gehörte. Das Siegel Jakobs vom Berg: im Dreipaß ein dreieckiger Schild mit einem Amboß?

[29a]) Siehe Anhang der Buchausgabe.

[30]) Siehe Anhang der Buchausgabe. Der Name Wunsam erscheint auch bei Frauheim unter Marburg.

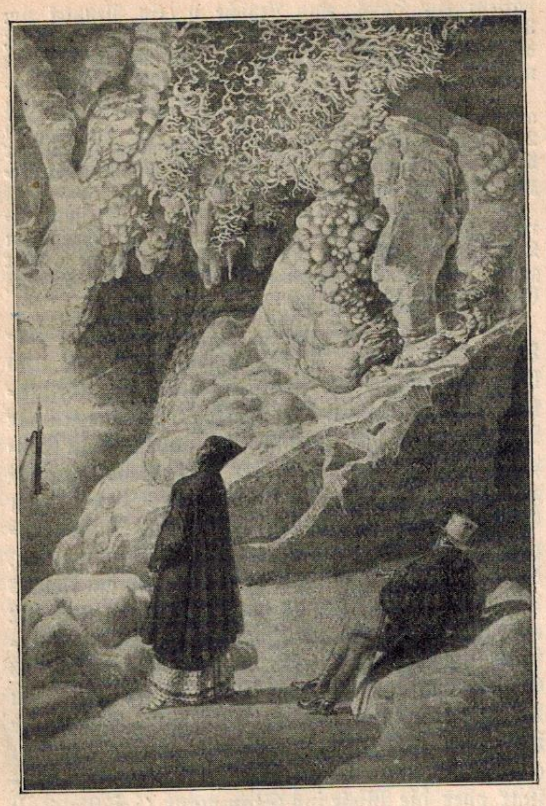


Abb. 15. „Schatzkammer" im Armenseelenstollen. Erzherzog Johann und seine Frau (Anna Plochl).
Aquarell von Math. Loder, um 1830.
Angefertigt über Auftrag des Erzherzogs Johann. Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Fr. (Grafen) Meran in Graz.

Lage und mußte sich an seine Untertanen wenden; das benützten die Krumpner und erkauften sich das Burgrecht. Das Kloster stellte am 16. Februar 1347 eine darauf sich beziehende Urkunde aus und hob darin hervor, nur die Not der Zeit zwinge es dazu. Der Besitz durfte jetzt nicht nur vererbt, sondern auch verkauft werden, doch mußten der Käufer und Verkäufer den zehnten Teil des Besitzwertes dem Kloster als „Abfahrtsgeld" bezahlen. Folgende Untertanen werden aufgezählt: Die Schwaiger Friedrich und Heinrich Naser, Nikla der Arbaisser, Bernhart der Geroltin Eidam, Ulrich der Viller Eidam, der Hermaner Sohn von Münichen (Tal), Ottel Kerschbaumer und sein „Gemeiner" (= Mitbesitzer) Konrad der Loner, Heinrich der Krapf, Wulfing der Kramel und sein Bruder, die Oberlinne, ihr Eidam Jakob und Just, der jetzt die Pustin hat.[31]) Eine stattliche Zahl, doch hundert Jahre später waren ihrer weit mehr.

Nun zu den Preisen ein Wort. Die umlaufende Münze war der Wiener Silberpfennig. 30 Pfennige nannte man einen Schilling, 8 Schillinge ein Pfund; dieses umfaßte also 240 Pfennige; beide Ausdrücke dienten nur zum leichteren Rechnen, es entsprach ihnen keine Münze, daher man auch von einem Schilling Stämme (= 30 St.) reden konnte, wie wir heute von einem Dutzend. Die Kaufkraft des Pfennigs war selbst im teuren Eisenerz damals noch hoch: 1 Pfund Rindfleisch (etwa ein halbes Kilogramm) kostete 3 Pfennige. Damit gewinnt man eine Vorstellung, was 12 Schillinge oder 226 Pfund bedeuten. Dabei fällt auf, wie billig Nikla der Esel seinen Besitz weggab, namentlich wie gering ein Blähhaus eingeschätzt wurde, wenn man den Verkauf Meinhards dagegen hält.

Noch eines ist in der Verkaufsurkunde Niklas interessant: der Zins für die drei Münichtaler Wiesen bestand darin, daß das Kloster Reun alle Jahre 6 Mäßel Eisen bekommen mußte. Diese entsprachen demnach im Jahre 1380 der Widmung Herzog Leopolds aus dem Jahre 1205: dem Ertrage von 4 Blasbälgen. Vielleicht deutet der Ausdruck „Mäßel" ein kleineres Gewicht an, als es die übliche „Maß" (massa ferri) besaß. Wie groß diese war, wissen wir freilich nicht, doch kaum mehr als 5 Pfundzentner (etwa 250 Kilogramm). Der Wert der Maß stand im Jahre 1347 so, daß die Klöster Neuberg, Gaming und Mauerbach entweder ihre 10 Maß Eisen oder dafür 5 Mark Silber (zu 360 Pfennig) nehmen durften;[32]) eine Maß wertete demnach 6 Schillinge, ein Pfund nicht sehr viel mehr als 0·36 Pfennige. Das Silber war wohl Frongebühr der Erzleute, die es in der Umgebung des Berges gewannen, wie in den folgenden Jahrhunderten. Von Gold ist niemals die Rede, nur junge Sagen wissen davon.

Die Eisenpreise stiegen langsam, weil die Versorgung der Werke mit Holz immer schwieriger und teurer wurde. Die Wälder im Bezirke reichten auch nach der Entfernung der Hämmer nicht hin, denn die stark wachsende Bevölkerung brauchte selbst mehr Holz, und die Aermeren, die zahlreichen Arbeiter, hielten sich Ziegen und ließen diese auf geschlägerten Orten weiden; dadurch wurde natürlich der Waldnachwuchs gestört. Die Gewerken legten für ihr Vieh neue Schwaigen an mit Aeckern und Wiesen. So entstand neues Kulturland, das dringend nötig war, aber Wald und Berg schädigte.

Daher mußten die Wälder der Nachbarn herhalten, vornehmlich der Stifte Göß und Admont, jenes als Besitzer von Tragöß, also des Hochschwabs, dieses jenseits der Enns begütert. Beide wehrten sich und wiesen ihre alten Besitzurkunden vor, zumal Landesfürst und Gewerke nichts zahlen wollten. Er behauptete zum Beispiel, daß die Wälder von Gstatterboden („Staderhals") bis zum Hellenstein an der Wandabrücke zu Eisenerz gehörten (1385).[33]) Damit begann ein langer

[31]) Urkundenabschrift 2307a, Landesarchiv aus Gösser Urbar n. 7.

[32]) Muchar, VI, 310.

[33]) F. M. Mayer (s. Anm. 5), S. 28.

Rechtsstreit. Admont erreichte nur soviel, daß die Schlägerungen einstweilen ruhen sollten. Als aber die Klosterleute im strittigen Gebiete rodeten (1392), befahl der Herzog den Eisenerzern, auch dort zu schlägern.[34]) Nicht anders wars um Groß-Reifling („Reifnik"). Hier wurden aus den Stiftswäldern die Flöße gezimmert, auf denen das Eisen die Enns abwärts nach Steyr schwamm. Holzknechte, Zimmerleute und Flößer waren bisher die Landler gewesen, also Admonter Untertanen; „es wurde ihnen vergolten und für ihre Mühe gedankt wie billig", das heißt die Männer des Holzlandls verdienten. Nun wollten die Eisenerzer selbst das Geschäft machen, aber der Herzog ließ doch das Recht gelten: es sollte beim Alten bleiben (1373).[35])

Trotz aller kirchlichen Frömmigkeit und gnädigen Gesinnung der Landesfürsten hatte Admont einen schweren Stand. Es besaß selbst Eisengruben und Blahhäuser unweit des Klosters und vor allem im Johnsbachtale. Seit alters wurde hier gearbeitet und das Eisen zumal im Ennstale verkauft.[36]) Das war natürlich ein schwerer Wettbewerb mit dem herzoglichen Eisenerz, da die Klosterwerke den Verkehrslinien näher lagen. Dabei strebten die Habsburger eine Monopolstellung ihres Erzberges an: nur er sollte ihre Länder mit Eisen versorgen, alles ausländische, zumal das böhmische und pfälzische (um Amberg) sollte hier verboten sein. Aber auch dem einheimischen nichtlandesfürstlichen Eisen schränkten sie den Absatz ein, zum Beispiel dem Hüttenberger (Kärnten), das dem Erzbischof von Salzburg gehörte, dem bischöflich bambergischen im oberen Lavanttal (Waldenstein), dem St. Lambrechter und Admonter. Das zeigt zum Beispiel ein Befehl Herzog Albrechts an seine Burggrafen von Steyr und Wolkenstein, das Eisen von Johnsbach und „Amburg" nur die ihm vor alters freigegebenen Straßen ziehen zu lassen (1333?)[37]). Herzog Leopold befahl dem Landrichter des Ennstales, das Admonter Eisen in Beschlag zu nehmen (1385); St. Lambrecht sollte nur vier Feuer haben (1342).[38]) Der Kampf gegen alles „Waldeisen" — wie der Herzog es nannte — wurde später immer rücksichtsloser geführt.

Den Hauptgewinn vom Erzberg hatten die Städte Steyr und Leoben. Vielleicht verfügte schon König Rudolf oder sein Sohn Albrecht bei der Erhebung der Eisenerzer Siedlung zum Markte, daß der Teil „vor dem Berge" alles Eisen nach Leoben und der „inner dem Berg" nach Norden zu liefern habe. Die Teilung entsprach der Verkehrsrichtung, sie war naturgemäß. Daß die Landesfürsten den genannten Städten ein Monopol verliehen, also den freien Handel verboten, das lag auch in der Zeit, die vor allem große, starke und steuerkräftige Städte schaffen wollte. Auf diese konnte sich der Herzog im Krieg und im Frieden verlassen, hier war auch ein Ueberwachen der Einnahmen und Ausgaben möglich. Das Eisen kam auf Wagen, die $2^1/_2$ Meiller (= 25 Pfundzentner) führten, nach Leoben, wurde hier auf der städtischen Eisenwage gewogen und nach einem, vom Herzoge festgelegten Satze bezahlt, wobei die Eisenhändler die den

[34]) Wichner, Admont III, S. 104 und 384.

[35]) Ebenda III, S. 74 und 327 f. Die herzogliche Urkunde sagt: aus unserem Berg und dem Eisenerz bei Traveyach.

[36]) Vergl. darüber Wichner, Adm. Bez. zum Bergbau und Hüttenbetrieb (Berg- und Hüttenmännisches Jahrbuch der Bergakademie Leoben, 39. Bd.).

[37]) F. M. Mayer (s. Anm. 5), S. 28. Doch kann die Urkunde nicht aus dem Jahre 1333 stammen, weil sich Albrecht Herzog von Kärnten nennt. Sie gehört wohl Albrecht III. (gest. 1394) an. Aber auch unter Albrecht II. war der freie Eisenverkehr des Klosters eingeengt. 1332 wurde deshalb eine Untersuchung eingeleitet. Wichner, siehe A. 36.

[38]) Siehe A. 36, Muchar VI, 392, 296; ferner Steiermärkische Zeitschrift, Neue Folge v. 44. Urkundenabschrift 3104 bc, Landesarchiv.

Abb. 16. Obere Kirche in Vordernberg. Blick gegen den Präbichl.
Aquarell von J. Gauermann, 1825.
Angefertigt über Auftrag des Erzherzogs Johann.
Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Fr. (Grafen) Meran in Graz.

Gewerken erteilten Vorschüsse abzogen. In Leoben warteten schon die Hammerherren und die Eisenschmiede der Stadt und Umgebung, des Mur- und des Mürztales auf das Einlangen des Rauheisens, aber auch fremde Kaufleute. Jene zogen oft mit leeren Wagen heim, da die Händler außer dem festgesetzten Preis noch anderes anbieten konnten und die Leobner Kaufherren natürlich gern Nebengeschäfte machten.

Aber die Monopolstellung Leobens ließ sich ebenso wenig ganz aufrechthalten wie die Steyrs. Denn ihr trat die Not an Lebensmitteln am Erzberg gebietend entgegen. Es half wenig, wenn Herzog Friedrich am 12. März 1314 den Trofaiachern und Vordernbergern — zum erstenmal erscheint dieser Name in einer Urkunde — verbot, Eisen und Erz über den Präbichl und nach Rotenmann zu führen oder anderswo zu verkaufen als in Leoben.[39]) Was sollten die Erzleute tun, wenn ihnen die Rotenmanner Schmiede Lebensmittel und Salz anboten? Ja, Herzog Ernst erkannte 1417 in einem Ausgleiche zwischen den beiden Eisenerz und der Stadt Leoben als altes Herkommen an, daß Judenburger und Knittelfelder Kaufleute den Erzleuten Getreide und Speise zuführten über den Retzberg, das Teichenegg und den Hessenberg und dafür geschlagenes und geschrotenes Eisen sowie Salz als Gegenfuhr zurückbrachten; dabei sollte es bleiben und der Landrichter von St. Peter erhielt den Auftrag, die Erzleute in diesem Rechte zu schützen.[40]) Aehnlich erging es im Norden, doch mit dem wichtigen Unterschied, daß sich zwischen dem Innerberger Radmeister und dem Kaufmann von Steyr der Hammerherr des Ennstales einschob. Dieser lieh dem Gewerken Geld und Lebensmittel und erhielt dafür von ihm das Rauheisen. Steyr wollte im Bunde mit dem Landesfürsten den Wettbewerb aller anderen österreichischen Städte und Märkte erdrosseln und erwirkte den Befehl, daß die bischöflich freisingische Stadt Waidhofen nur soviel Erzberger Eisen kaufen sollte, als sie selbst verarbeiten konnte; ja selbst das wurde ihr schließlich verboten. Aber der Richter von Eisenerz, Jakob vom Berg, und die zwölf Geschworenen bezeugten im Jahre 1418 den Waidhofenern ihr altes Recht.[41]) Das ist sehr begreiflich, denn wie Vordernberg von Judenburg und Knittelfeld, so wurde der Innere Berg von den österreichischen Märkten mit Lebensmitteln versorgt. Den Kirchdorfern in Oberösterreich verbot Herzog Ernst 1410 den Eisenbezug über den Pirn und die Buchau,[42]) sie sollten eben das Eisen, das die Schmiede brauchten, in Steyr kaufen, natürlich viel teurer als an der Stätte der Erzeugung. Deswegen wurden auch die „verbotenen" Straßen durch „Ueberreiter", die Vorfahren der Gendarmen und Finanzer, bewacht.

Die Leobner Eisenhändler hinwiederum vereinigten sich, um den gegenseitigen Wettbewerb auszuschalten und nach außen hin kräftiger auftreten zu können, zu einer Einkaufsgenossenschaft; sie sollte das Eisen aus beiden Bergen kaufen, verarbeiten und verkaufen, doch ohne Schaden der Innerberger Bürger, die, altem Herkommen entsprechend, ihr Eisen auch nach Oesterreich führen dürfen; so verfügte Herzog Ernst im Jahre 1415 und bestätigte das 1421 und 1422.[43]) Diese Genossenschaft bestand über hundert Jahre. Sie versorgte die Mur- und Mürztaler Hammermeister mit Rauheisen, doch konnten diese ihre Erzeugnisse frei verkaufen, im Gegensatze zu den Ennstalern, die nach Steyr verkaufen mußten. Deshalb wurde Steyr reicher als Leoben, aber die Vordernberger Radmeister und die Murtaler Hammerherren standen sich dabei besser als ihre Genossen jenseits des Präbichls.

Die Lage der Erzleute war nicht rosig, nur wenige wurden wohlhabend, wie etwa der schon öfters genannte Jakob vom Berg, der auch Hammerherr in Groß-Reifling war und dem das Stift Seitenstätten seinen Besitz bei Judenburg um 100 Pfund Wiener Pfennige verpfändete (März 1398).[44]) Wir werden von der Familie noch hören. Wülfing, der Erzmann im Eisenerz, der dem Herzog zu seinem Kriegszug nach Treviso 10 Pfund lieh (1383), ist deshalb nicht gerade reich zu nennen.[45]) Wir haben zwar keinen rechten Maßstab, weil hiefür beinahe alles urkundliche Material fehlt. Auch das über kirchliche Stiftungen und den sonstigen Besitzwechsel gibt nur ein blasses Bild. Ein stattlicher Bürger war wohl Ulrich der Huebherr in Vordernberg. Seine Witwe Kunigund, die Huebfrau, stiftete am 10. August 1388 eine ewige Jahresmesse („Jahrtag") in der St. Elsbethkirche im Vordernberg — die Kirche erscheint zum erstenmal in einer uns erhaltenen Urkunde — zum Gedenken an ihren Sohn Lienhart, ihren Mann und dessen Brüder: Herrn Gotfried, Heinrich den Gesellen und Stefflein sowie deren Eltern: Ulrich den Huebherrn und Elsbeth. Dafür gab sie der Kirche zwei Wiesen vor dem Chrümbel und an der Wehr auf dem Grieß, einen Gemüsegarten vor ihrem Haus an der Leiten und die Schmiede am Plötschech nahe der Wolfhartin. Die Urkunde siegelten: Thömlein der Ertztmann, Richter im Eisenertzt, Dietmar Kitzmegel, Bürger daselbst, und Jakob der Huebherr, Bürger zu Leoben. Dieser, ihr Schwager,

[39]) Steierm. Geschichtsblätter II, S. 46. Muchar VI, S. 190 zu 1312.

[40]) Siehe Anm. 33.

[41]) Vergl. Bittner, (s. Anm. 17) und Muchar (s. Anm. 3), S. 34.

[42]) Bittner, a. a. O. S. 529.

[43]) Muchar (s. Anm. 3), S. 34, Urkundenabschrift n. 4593, 4854 und 4861a, Landesarchiv.

[44]) Urkundenabschrift n. 3934b, Landesarchiv.

[45]) Or. 3452, Landesarchiv.

stiftete ein Jahr später einen Jahrestag bei den Leobner Dominikanern für seine (oben genannten) Eltern, seine Frau Anna und für sich selbst und gab dafür dem Kloster ein Gut zu Vordernberg am Wereynspühel neben der Rayerhube mit Wiese und Forst, ferner zu Leoben Haus und Hof.[46])

Diese Stiftsbriefe, von denen wir später noch mehrere kennen lernen werden, sind nicht bloß als Zeugnisse mittelalterlicher kirchlicher Frömmigkeit wertvoll, sondern vor allem wichtig, weil sie bürgerliche Verwandtenkreise, Flur- und Besitznamen, die Namen der Richter und Geschworenen

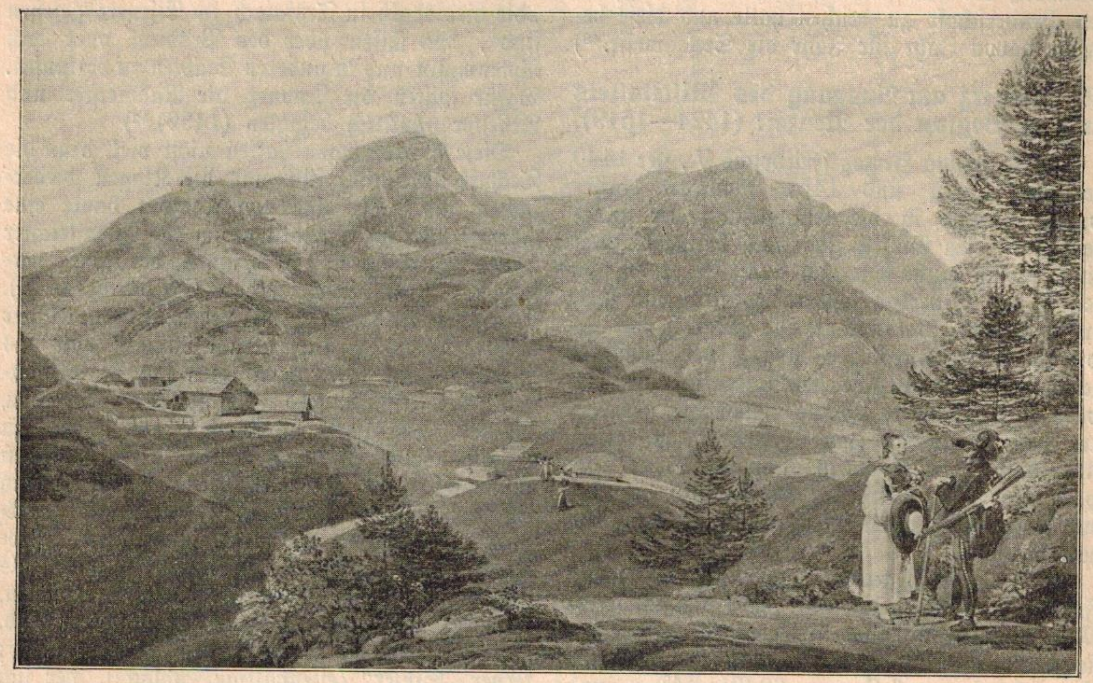


Abb. 17. Sonnschienalm. Erzherzog Johann (in Kallwanger Jägertracht) mit seiner Frau.
Aquarell von Math. Loder, um 1824.
Angefertigt über Auftrag des Erzherzogs Johann. Das Original befindet sich im Besitze des Herrn Fr. (Grafen) Meran in Graz.

sowie manche wirtschaftsgeschichtlichen Einzelheiten bewahren, für die uns sonst keine Quellen zur Verfügung stehen. Aus solchen Stiftungen entstand das Kirchenvermögen von St. Oswald und St. Elsbeth; über seine Anfänge sind wir freilich nicht unterrichtet. Um 1370 hatte St. Oswald schon einen ziemlichen Besitz, zumeist Wiesen und Felder, darunter auch solche, die noch vor kurzem Wald gewesen und durch Rodung („Reuten") entstanden waren. Er wurde von einem bürgerlichen Ausschuß, Zechleuten genannt, verwaltet, der am Ende des Jahres vor Richter und Rat den Rechenschaftsbericht ablegen mußte. Bei jeder Kirche war eine Bruderschaft — in Eisenerz seit 1388 nachweisbar, jedoch sicher viel älter —

[46]) Urkundenabschrift n. 3645 und 3402a, Or. 3665 und 3671 Landesarchiv.

meist aber mehrere, die ebenfalls durch Stiftungen und günstige Käufe ein Vermögen zusammenbrachten, dessen Ertrag notleidenden Mitgliedern zukam und vor allem für Beerdigungskosten und Seelenmessen, Leichenschmäuse und andere traurige und fröhliche Feiern verwendet wurde. Auch dieses Vermögen wurde durch einen Zechmeister verwaltet. Meist waren die Wiesen und Felder als Kaufrecht verpachtet, der Besitzer, eigentlich Erbpächter, entrichtete der Kirche oder der Bruderschaft einen nicht steigerbaren Zins, gewöhnlich am St. Lorenzi- und St. Dionysitag. Seine Höhe entsprach meist nicht annähernd dem Ertragswerte des Grundstückes, weil alles langsam im Preise gestiegen und nur der Pachtzins gleichgeblieben war. Mancher Erbpächter leistete sich nun einen „Jahrestag", indem er dafür der Kirche freiwillig einen beträchtlichen Zins zu zahlen erklärte, zum Beispiel von einer Wiese jährlich 1 Pfund; daneben noch wie bisher dem Landesfürsten oder dem Kloster Göß ganze 18 Pfennige. Dieser „Ueberzins" erscheint bei vielen Wiesen, Feldern, Huben, Blähhäusern usw., ob sie nun in letzter Linie dem Landesfürsten oder dem Kloster Göß gehörten.

Das große Verderben, das über die Eisenerzer Archivalien nach 1492 hereinbrach, machte vor den Kirchenmauern St. Oswalds halt; was hier aufbewahrt war, also Urkunden über den Kirchenbesitz, blieb erhalten. Schiedlberger verzeichnete

ihren Inhalt kurz in seinem „Ingedenkbuch", so gut er sie lesen konnte, und er rühmte sich dessen[47])! Seitdem scheinen die Urkunden verschollen zu sein. Die Auszüge mögen deshalb im Anhang der Buchausgabe ihren Platz finden, doch gekürzt und verbessert.

Wie die Rechtsverhältnisse manchmal bei einer solchen Stiftung lagen, ersieht man an der des Thoman Vischer zu Vordernberg. Er wünschte sich ein ewiges Seelenamt in der St. Elsbethkirche und übergab im Jahre 1414 der dortigen Bruderschaft eine Hofstatt (Keuschen) am Gries, die zur Plaerhube gehörte; auf jener saß Stefan Glendrer, der nun seinen Pachtzins von 1 Pfund der Bruderschaft zu reichen hatte und diese bezahlte davon Jahr für Jahr die Seelenmesse.[48])

III. Eisenerz am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit (1424—1519).

Die Regierung Herzog Friedrichs V., der 1440 deutscher König und 1451 römischer Kaiser wurde, brachte in die Entwicklung der Berggemeinde einen starken Zug nach vorwärts. Der ging freilich nicht von ihm aus — er war ja geistig und körperlich schwer beweglich und hielt am Alten fest, so lange es nur möglich war — sondern wurde durch den Zwang der unleidlich gewordenen Verhältnisse hervorgerufen. Freilich wäre eine radikalere Lösung notwendig gewesen, um das Bergwesen ganz gesunden zu lassen. Aber dafür war Friedrich nicht zu haben; eher wäre sein Vater Ernst der Mann dazu gewesen, mit seiner Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Althergebrachten.

In der Schmelztechnik zeigte sich ein neuer Fortschritt. Es wurden um 1430 viel schwerere Maße erzeugt als früher — vermutlich entsprachen sie dem im sechzehnten Jahrhundert geltenden Normalmaß von 6 Zentner 60 Pfund[49]) — und diese verlangten wieder schwerere Hämmer. So zogen aus Italien (Brescia) die langsam gehenden wälschen Hämmer ein, neben ihnen die schnellen, kleinen und leichten Zain- und Streckhämmer; die deutschen Zerrenhämmer bearbeiteten nur mehr den Abfall aus dem Weicheisen.[50]) Dieser technische Aufschwung veranlaßte die Gewerken — für sie erscheint seit 1439 die Bezeichnung „Radmeister" in den Urkunden[51]) — auch nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu streben, nach Handelsfreiheit. Natürlich rief das den lebhaften Widerstand der Betroffenen hervor. Der Abt von Admont klagte wieder Richter, Rat und Bürger von Eisenerz, daß sie die Maß schwerer machten, zum Nachteil der Hammerarbeiter und der landesfürstlichen Maut, und daß sie an die Admonter Hämmer wenig Rauheisen lieferten, daher der Reiflinger feiern müsse (1430).[52]) Die Leobner beschwerten sich, daß die Vordernberger neue und bisher ungewöhnliche Hämmer „im Sturcz" errichtet hätten und das Eisen nun ohne Rücksicht auf Leoben verfrachteten (1436). Friedrich befahl darauf, die Maße in alter Größe herzustellen und den Admonter Hämmern wöchentlich 18 Meiller Rauheisen zu liefern. Er bestätigte der Leobner Eisengesellschaft ihre Rechte und verbot den Trofaiachern und Vordernbergern, „die hiedishalb in Trofaiach im Eisenerz gesessen sind", das Eisen über den Präbichl oder nach Rotenmann und in anderen Städten zu verkaufen. Dafür sollten die Leobner die Radmeister und Arbeiter pünktlich bezahlen (1439).[53])

Diese Anordnungen halfen nicht viel, denn die Technik hielt nicht still und die Klagen wiederholten sich. Der Abt von Admont baute eine Straße über die Mandling, um das Eisen leichter nach Niederösterreich zu bringen, der König verbot sie; denn Steyr erhob Einspruch (1443). Sie hätte den Erzberg mit Lebensmitteln leichter versorgen können und gerade damals war das wichtig, denn 1448 vereinigten sich die Marktorte des Ybbs- und Erlaftales: Scheibbs, Gresten, Purgstall, Waidhofen und andere zu einer Handelsverbindung, welche die überschüssigen Lebensmittel in ihren Bezirken aufkaufte, nach Eisenerz brachte („Widmung") und als Rückfracht Abfallseisen mitnahm. Zu diesen „Proviantsorten" gehörte „Graglach", das als flüssiges Roheisen neben den Maßen erschien, etwa 15 bis 20 Prozent vom Ganzen ausmachend, und zu weichem Schmiedeisen geeignet war; ferner „Sinter" (eisenhältige Schlacke), der sich zum Guß von Büchsenrohren eignete, Zapfen, Hart- und Waschwerk, alles Abfälle beim unvollkommenen Schmelzprozeß. Dagegen war ihnen untersagt, die verschiedenen Stahlsorten: Rohstahl, Mittelstahl (der als „Frumbstahl" Klingen lieferte) und feinen Vorderkernstahl, der in Streckhämmern zu Scharsachsstahl für Sensen und Schwerter verwertet wurde, ferner den eisenschüssigen Stahl (Zwizach) und das Weicheisen, das für die Erzeugung von Stangen- und Zaineisen sowie von Blech nötig war, mitzunehmen. — Die Genossenschaft erweiterte sich in den folgenden hundert Jahren immer mehr, von besonderer Bedeutung wurde der Beitritt Steyrs[54]); dadurch kamen die Hammerherren und Radmeister in noch stärkere Abhängigkeit von den Eisenverlegern. Sicher war es auch in Vordernberg nicht viel anders.

[47]) Ueber das „Ingedenkbuch", das im Eisenerzer Pfarrarchiv erliegt, siehe F. M. Mayer (s. Anm. 5). Ich konnte es im Grazer Landesarchiv benützen und danke dem Herrn Pfarrer dafür. Das Landesarchiv hat jetzt daraus für das Mittelalter Auszüge gemacht.

[48]) Siehe Anhang der Buchausgabe.

[49]) Muchar, Geschichte der Steiermark VIII, 527.

[50]) Bittner (s. A. 17), S. 502 ff.

[51]) Muchar, a. a. O. III, 85.

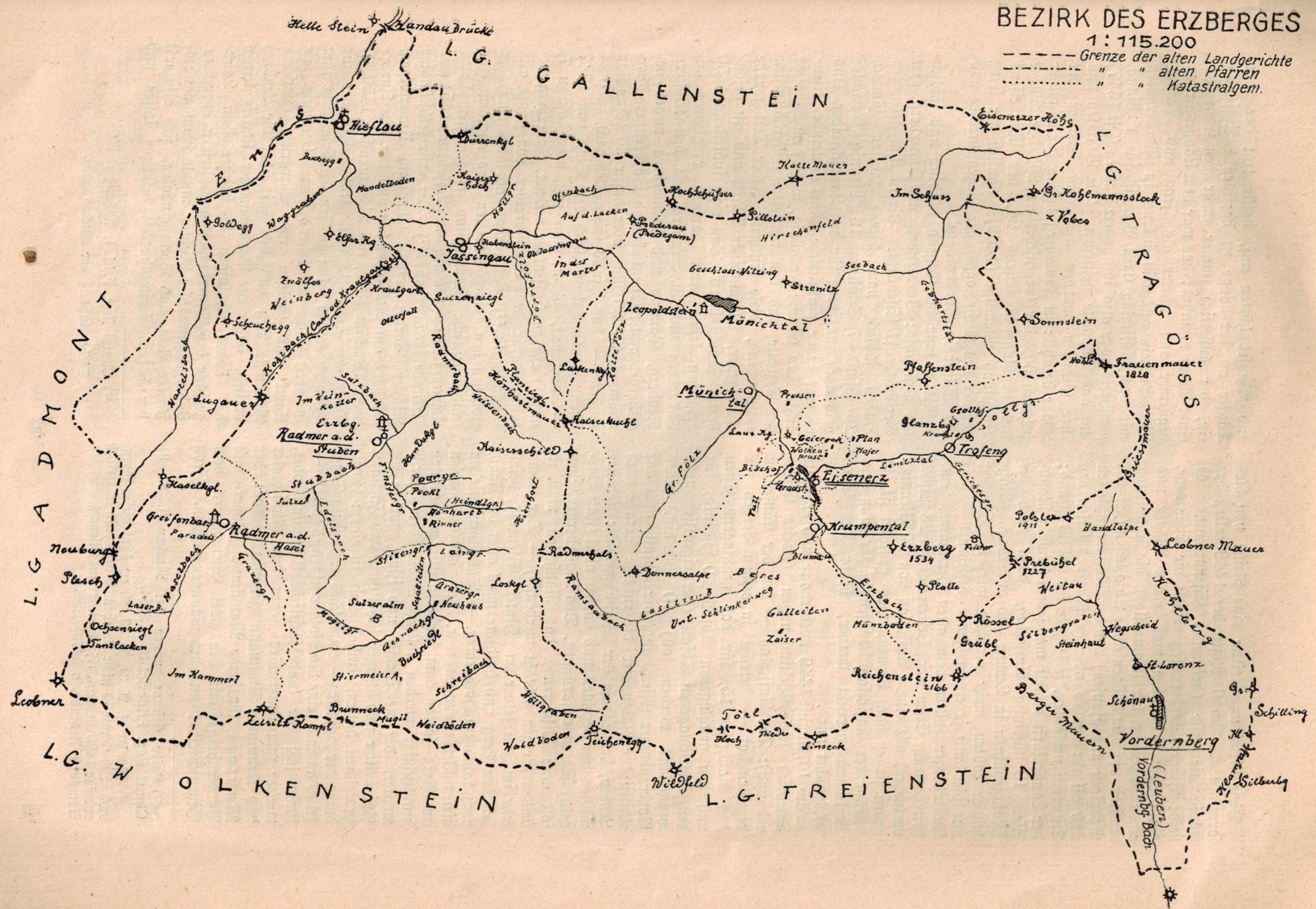
[52]) Muchar, Steiermärkische Zeitschrift, N. F. V, S. 35.

[53]) Muchar, a. a. O. VII, 252.

[54]) Bittner, a. a. O., S. 497 ff.

BEZIRK DES ERZBERGES

1 : 115.200



Diese Gründung leitete eine Reihe von Reformen ein. Am 6. November 1448 erließ der König die erste (bekannte) Eisenordnung für beide Berge: Vordernberg erhielt die Eisenwage, die bisher in Leoben war, einen Wäger und einen Gegenschreiber (Kontrollor), die Radmeister mußten vor dem Wägen alles Abfalleisen (Sinter, Graglach und Zapfen) von der Maß wegschlagen und all ihr rauhes oder geschlagenes Eisen den Leobnern verkaufen, je 10 Meiller um 30 Pfund; der Landesfürst erhielt von jedem Zentner Rauheisen 10 Pfennig Aufschlag, dazu noch die Mautgebühren in Leoben und anderswo. Blähhäuser sollten mehr errichtet werden, Hämmer nur vier mit je einem Feuer bestehen. — Die Innerberger sollten dem alten Herkommen entsprechend ihr Eisen nach Oesterreich um 28 Pfund verkaufen, mit einem Aufschlag von 30 Pfennig; geben sie es nach Leoben, was gestattet ist, so beträgt der Aufschlag 10 Pfennig. Er muß dem Amtmann gereicht werden, bevor das Eisen weggeführt wird.

Am 10. August 1449 wiederholte und ergänzte Friedrich diese Bestimmungen (zweite Eisenordnung): Der Aufschlag — den der Käufer zu bezahlen hat — beträgt in beiden Bergen für das Rauheisen 15, für das geschlagene Eisen und den geschlagenen Abfall 20 Pfennig, für den ungeschlagenen Abfall (der eigentlich nicht weggeführt werden soll) 10 Pfennig. Alles Vordernberger Eisen, auch der Abfall, geht auf Kosten der Radmeister die richtige Straße nach Leoben, bei Strafe der Wegnahme. Die Leobner müssen bar bezahlen und dürfen nicht (statt Bargeld) Waren aufdrängen. Das Innerberger Eisen soll nach Oesterreich, das Rauheisen muß in beiden Bergen gebläht werden.[55]) — Der König war im Juli selber im „Hintern Eisenerz", besah sich den Berg und huldigte wohl auch der Jagd, doch kaum im Hochgebirg. — Das Wichtigste an diesen Verordnungen war, daß das Eisenwesen am Berg fortan von landesfürstlichen Beamten beaufsichtigt werden sollte. Neben dem Forstmeister, der die Dienste und Zinse, welche die Radmeister und Bürger jährlich in das Forstamt zu reichen hatten, einhob und in einem Forstbuche verzeichnete — ein solches legte Gilg Tengk 1409 an und seine Nachfolger setzten es fort[56]) — stand jetzt der landesfürstliche Amtmann oder, wie er zum Unterschied gegen den Münichtaler und Krumpner Amtmann genannt wurde: der Mautner für beide Mautämter (Inner- und Vordernberg) mit den zwei Eisenwägern, dem Gegenschreiber und den Stangenknechten. Fron und Wechsel hörten auf, dafür trat der vom Käufer an der Wage zu bezahlende Aufschlag ein, der äußerlich immer mehr den Charakter einer Maut annahm; das war dem Landesfürsten bequemer und sicherer als Fron und Wechsel. Der Großeinkaufspreis betrug in Vordernberg mit dem Aufschlag 0·82 Pfennig für 1 Pfund, der Preis war also in hundert Jahren (seit 1347) auf das Doppelte gestiegen. Die Beamten und ihre Gehilfen wurden aus dem Ertrage der Wage bezahlt: in Innerberg bekam der Mautner jährlich 50, der Gegenschreiber 28, der Wäger des geschlagenen Eisens 24, des Rauheisens 18 Pfund Pfennige (1469); ähnlich der Einnehmer des Aufschlages, der Gegenschreiber und der Wäger in Vordernberg.

Bisher war die Gegend nördlich und südlich des Präbichls: Vordernberg und Innerberg, ein Gerichtsbezirk Eisenärtzt. Die in ihm gelegenen Huben südlich vom Berge zahlten jährlich 23 Pfund 7 Schilling 18 Pfennig Gerichtsgeld nach Innerberg für den Landschreiber. Und es war eine einheitliche Marktgemeinde Eisenärtzt. Nun trennte der König, wohl dem Wunsche der Erzleute und den natürlichen Verhältnissen entsprechend, diese Einheit. Jeder Teil wurde ein eigener, selbständiger Markt und ein gesonderter Gerichtsbezirk. Das muß spätestens 1450 geschehen sein, denn damals verglichen sich Innerberg und Vordernberg mit den Klöstern Neuberg, Gaming und Mauerberg wegen der althergebrachten Eisenlieferung. Vordernberg übernahm es, die 30 Maß oder dafür 30 Pfund zu reichen — das Pfund Eisen demnach zu 0·34 Pfennig, also nahezu gleich dem Satze von 1347 — doch nur, wenn man jetzt die Maß zu 7, nicht mehr zu 5 Zentner rechnet. Innerberg bezahlte dafür dem Landschreiber das ganze alte Gerichtsgeld.[57]) Das geschah nach längerem Hader zwischen den beiden Märkten und nachdem eine landesfürstliche Kommission eingegriffen hatte. Darauf stellte der König am 12. Februar 1451 eine Urkunde darüber aus.[57]) Der erste selbständige Richter Vordernbergs, Christoph Unverwegen, erscheint am 22. November und der von Innerberg, Joachim Kolb, am 2. September 1450.[58]) Doch erst am 18. Juli 1453 folgte der für Vordernberg so wichtige Freiheitsbrief, der ihm die freie Richterwahl und das Blutgericht mit Stock und Galgen im Burgfried (zwischen Präbichl, Retz und der Furt über die Leuben) verlieh, daher die Vordernberger künftig keinen des Todes schuldigen Verbrecher dem Landgerichte des Innerberges auszuliefern brauchten. Jeder neugewählte Richter mußte beim Landesfürsten Acht und Bann einholen, sich also mit der hohen Gerichtsbarkeit belehnen lassen und

[55]) Beide Eisenordnungen bei Muchar (s. A. 3), Chmel Reg. Friderici III n 2584.

[56]) Muchar (s. A. 3), S. 33. A. erwähnt dieses Forstbuch. Ich konnte es nicht einsehen. Gilg Tenkh ist freilich erst für 1435 bezeugt. (Forstmeister im Eisenerz, Siegler, Admonter Urkunde, n 5479b L.-A.)

[57]) Chmel Reg. Frid. I, Anhang n 90.

[58]) Siehe Anhang der Buchausgabe.

dafür — Taxen bezahlen. Als Wochenmarktstag wurde der Samstag bestimmt.[59])

Vom 14. Juli, also vier Tage vorher, ist die Urkunde datiert, mit der der Kaiser den Vordernbergern auf Bitten des Richters und Rates, der Bürgerschaft und der Inwohner ein Wappen und Siegel verlieh: einen lasurfarbenen Schild, darin der Erzberg und drei stehende Männlein, eines rot und eines weiß gekleidet, mit Krampen eine Maß zerteilend, dazwischen ein grünes, auf den Berg schlagend.[59])

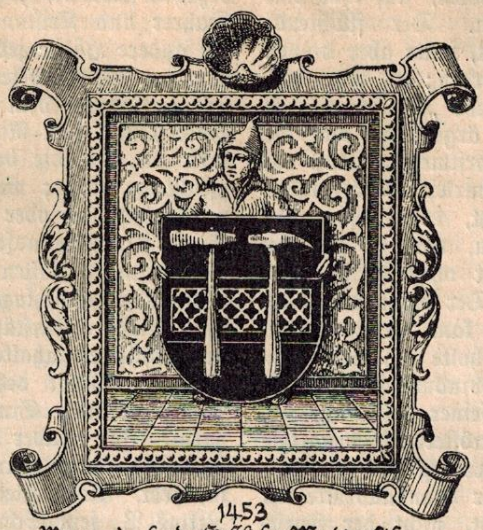


Abb. 18.

Diese Urkunden sind noch erhalten. Dagegen sind die wohl gleichzeitig ausgestellten Innerberger Privilegien verloren gegangen, durch den Brand von angeblich 1492. Nicht einmal eine Abschrift ist vorhanden! Die Bürger wandten sich nachher an König Maximilian und baten um Bestätigung ihrer Rechte. Sie erhielten sie am 30. September 1500 — also recht lange nachher, wenn das Feuer 1492 stattgefunden hatte; darüber später mehr. Die Urkunde führt aus, Kaiser Friedrich habe die Bürger des Innerberges dahin gefreit, daß sie aus ihrer Mitte einen Rat und aus diesem einen Richter erwählen durften, der in ihrem Burgfried und Gericht zwischen dem Kreuz auf dem Präbichl und dem Hellenstein das hohe („Malefiz"-) Gericht ausüben konnte. Ferner habe er ihnen einen Jahrmarkt am St. Oswaldtage und acht Tage vor- und nachher mit fürstlicher Freiung, ferner Wochenmärkte am Montag, Mittwoch und Freitag mit dem üblichen Rechte verliehen. Als Wappen einen roten Schild, der in der Mitte von einem weißen Strich gequert ist, über diesen ein Kratzer und ein Bergeisen mit gelben Stielen, so wie es in der Urkunde Maximilians gemalt sei. — Diese aufgezählten Freiheiten habe er (Maximilian) ihnen zu Beginn seiner Regierung vom neuen gegeben und bestätigt, die Briefe seien aber in der Brunst, „so am jüngsten bei ihnen gewesen", verdorben. Daher wiederholte der König die alten Rechte.[60])

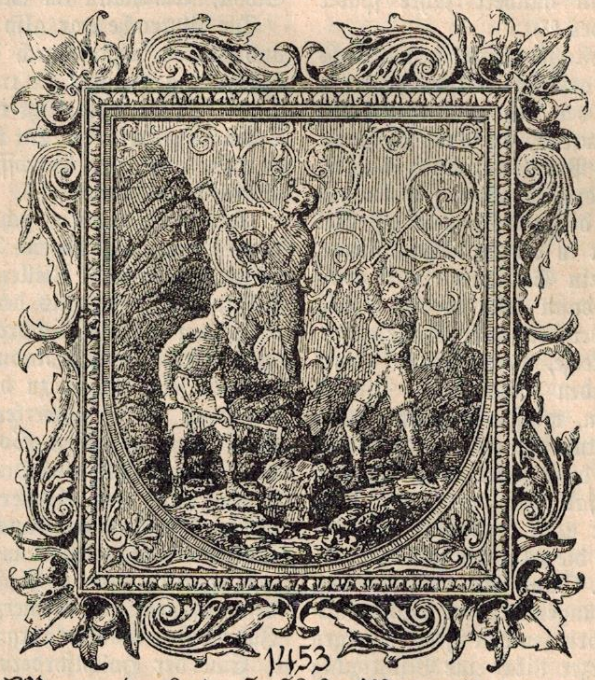


Abb. 19.

Sind das nun wirklich alles Rechte, die Friedrich verliehen hatte? Oder hatte Maximilian eines oder das andere „vom neuen gegeben"? Diese Wendung macht etwas stutzig. Denn den Vordernbergern „bestätigte und konfirmierte" er einfach die Freiheiten und Privilegien seines Vaters (1494). Wir können hier nichts tun als zweifeln.

Der Richter im Innerberg führte den alten Titel: „Richter im Eisenärtzt" weiter.

Wie manche andere Städte und Märkte erhielt auch Eisenerz das Recht, daß die Bürger zuerst nicht vor dem Grazer Landesgericht („Landschranne"), sondern vor ihrem Marktrichter wegen Schulden auf Grund und Boden außerhalb des Burgfrieds belangt werden durften (1463).[61]) Das war ein bedeutendes Zugeständnis, denn Prozesse kosteten in Graz viel Geld und das Recht bekam hier nicht immer Recht. — Aber im eigenen Bezirk gabs ärgerliche Rechtstreitigkeiten. Durfte der Eisenerzer Marktrichter einen landesfürstlichen Untertan in Münichtal oder am Erzberg verhaften? Das ging nicht an, er durfte landesfürstlichen Besitz als Amtsperson nicht einmal betreten, sondern mußte warten, bis

[59]) Wartinger, Privilegien des Marktes Vordernberg (1841).

[60]) Wartinger, Privilegien des Marktes Eisenerz (1841).

[61]) Muchar (s. A. 3) S. 38.

ihm der Amtmann oder Mautner den Verbrecher übergab. Selbst der Gösser Besitz in Krumpental war wie alles Gut dieses Klosters hoch befreit: dem Marktrichter war verboten, auf ihm eine Amtshandlung vorzunehmen. Der flüchtende Dieb fand hier eine Zuflucht, sollte aber binnen drei Tagen ausgeliefert werden; es war bös, wenn er manchmal nicht mehr „da" war, ganz merkwürdiger Weise. Noch ärgerlicher war für den Marktrichter, daß der Forstmeister selbst auf den Straßen die Gerichtsbarkeit beanspruchte. Er besaß damit das Recht, dem gefangenen Verbrecher alles zu nehmen, was er bei sich hatte, und ihn dann selbst ohne Kleider dem Marktrichter zu übergeben. Der wollte aber auch was für seine Mühe! So kam es zu einem Streit ums Recht. Eisenerz holte sich von Orten, mit denen es in Geschäftsverbindung stand, Gutachten über das Zutreffen seiner Ansprüche ein. Der Markt Weyer in Oberösterreich bestätigte am 13. Juli 1480, daß Innerberg das Straßengericht vom Erzberg bis zur Wandaubrücke seit Menschengedenken innegehabt, nicht der Forstmeister (Hans). — Wie der Kampf ausging, wissen wir nicht; sicher kam nur ein unsicherer Vergleich zustande, denn hundert Jahre später begann der Streit wieder. [62])

Damals wurde Diebstahl härter bestraft als Totschlag. Wie dieser gesühnt wurde, zeigt ein Fall sehr anschaulich, der sich im Jahre 1480 ereignete. Bei einer Rauferei, die Pongraz Pagkl verursachte, erstach Kunz Präntl den Kunz Sahrer. Die Angehörigen der drei wandten sich an den Rat von Eisenerz und dieser bestimmte: Präntl müsse für den Getöteten in der St. Oswaldkirche, wo er begraben war, ein Seelenamt mit zwölf Priestern lesen lassen, dann solle er mit Pagkl, 24 Männern und den Priestern zum Grabe gehen, jeder mit einer Wachskerze, die 1/4 Pfund schwer sein solle, die der beiden Täter je 1 Pfund; solange die Priester beten, müssen beide am Grabe knien und dann die Witwe und deren Verwandten um Vergebung bitten; diese sollen verzeihen und alle Feindschaft soll „ab und tot sein". Dem Amte müssen die Täter nackt beiwohnen, nur die Scham verdeckt; sie und die 24 gehen mit brennenden Kerzen zum Opfer. Dann soll noch ein Amt in der Frauenkirche gesungen werden. Beide wallfahren nach Rom und bringen von ihrem dortigen Beichtvater dem Eisenerzer Vikar eine Bestätigung zurück, worauf wieder ein Gottesdienst stattfindet. Präntl muß allein nach St. Wolfgang in Bayern und nach Mariazell und im nächsten Jahre nach Aachen und Bestätigungen mitbringen. Das alles mehr zu einer geistlichen Buße. Ferner muß er der Witwe Magdalena 8, dem Bruder Thoman Sahrer (aus Radmer?) 12 Pfund (= Gulden) zahlen und ihnen alle Kosten, die der Vikar und das Gericht beanspruchten, ersetzen. Pagkl soll dabei den Präntl mit 7 Pfund unterstützen und seine Gerichtskosten dem Richter und Nachrichter bezahlen sowie die Zahlung der Fremden (Thoman Sahrer und Kristan Engel) halb übernehmen; die andere Hälfte jedoch Präntl. Wenn die Verwandten des Getöteten die Feindschaft nicht aufgeben, sind sie dem Kaiser zu 100 ungarischen Gulden und dem Richter und Rat zu 32 Pfund verfallen und die beiden Täter sind ihrer Verpflichtung ledig; wenn aber diese den Spruch nicht einhalten oder gegen die Witwe und ihre Sippe feindselig auftreten, erleiden sie die gleiche Strafe und verfallen obendrein als Mörder der Sippe des Erschlagenen. Die Beteiligten und ihre „rechten Fürstände" oder Bürgen geloben den Spruch einzuhalten: Thoman Sahrer, Magd Euenzin, Witwe des Sahrer, Christan Engel, Cuenzl Präntl, Simon Präntl, Christoph Erhardt, sein Bruder Thoman und ihre Mutter Dorothea, Kasp. Harlanger, Lienhardt Hammerschmiedt, Asl Fleischhacker, Pangr. Pagkel, Niklas P., sein Schwager Liendl Reindl.[63]) — Besiegelt wurde die Urkunde von Hans Fleischhacker, Amtmann zu Krumpen, und Lienhard Scholl, Amtmann im Münichtal.

Die Blutrache war also damals noch lebendig und wurde sogar durch die herrschende Rechtsanschauung gestützt: sie trat in Kraft, wenn der Täter den Vertrag nicht einhielt; dann war sein Leben vogelfrei. Die Tat konnte mit Geld gesühnt werden, aber der Betroffene brach wohl wirtschaftlich zusammen.

Seit 1434 nannten sich einige Bürger, die sich vorher nur mit diesem Titel bezeichnet hatten, „einer des Rates". Vielleicht ist das ein Anzeichen dafür, daß es damals der ganzen Gemeinde gelang, den bisher unbeschränkten Einfluß der zwölf Geschworenen, welche Radmeister und reiche Bürger gewesen sein mögen, zu brechen und ihnen einen Ausschuß von Handwerkern und kleineren Leuten an die Seite zu stellen. So unterschied man fortan den Innern Rat, aus den 12 Geschworenen bestehend, und den Aeußeren, wahrscheinlich vier oder sechs Vertreter „aus der Gemein". Sie erscheinen in gar keiner mittelalterlichen Urkunde, was freilich hier nicht sehr viel besagen will, denn es war in Eisenerz kaum anders als in Judenburg, Radkersburg usw.

Eine der Hauptforderungen des Landesfürsten war: der Radmeister soll sein Radwerk mit eigenem Rücken besitzen. Und zwar im wörtlichen Sinne des Wortes. Das konnte natürlich nur ein Bürger. Vorher war man darin nicht so strenge. So besaß im Jahre 1375 Gerloch der Metschacher, wahrscheinlich ein Ritter aus der Mantscha bei Graz, ein Blähhaus in Vordernberg, das er damals dem Wiener-Neustädter Bürger Michael Prenner

[62]) F. M. Mayer (s. A. 5), S. 29 f.

[63]) Ebenda, S. 16.

verkaufte[64]). Nach 1470 gingen mehrere Vordernberger Radwerke an Leobner Eisenhändler wegen Verschuldung der Besitzer über (zum Beispiel Schwarzpeck). Friedrich III. verbot das nicht, er verlangte nur fleißige Arbeit. Mehrere Radmeister waren zugleich Bürger in Leoben und im Eisenerz, wie der reiche Lienhard Sumervogel; oder sie waren es im Inner- und im Vordernberg, wie Balthasar Harlanger und die landesfürstlichen Forstmeister, zum Beispiel Gilg Nörlinger. Man sieht: wer vom Berge Nutzen zog — die Forstmeister waren auch Gewerke — sollte auch Bürger sein. Wie viele Radmeister und Radgewerke es am Ausgang des Mittelalters gab, läßt sich nicht feststellen: einer besaß manchmal zwei oder drei Blähhäuser, dafür kamen andere ab, teils durch Brand, teils aus Erzmangel; so eine Blähhausstätte besaß 1489 der Bläher („Pleyer") Recke. Im Innerberg waren nachweisbar Gewerke: Dankler, Fladernasch, Fleischhacker, Harlanger, Jastramer, Kampper, Klaindl, Krammer, Krumphals, Nörlinger, Pauer, Ruerer, Rumpf, Saubrist, Scharlach, Scheuchenpflueg, Todt und Wacker; in Vordernberg: Freidung, Neupeck, Schwarzpeck, Unverwegen, Walch.[65])

Wie für die ganze Steiermark, so begann auch für den Erzberg und seinen Umkreis seit 1467 eine sehr schwere Zeit, die volle 25 Jahre dauerte. In Oberösterreich hatte sie schon früher eingesetzt, hier kam es 1466 und 1467 zu schweren Kämpfen zwischen dem Kaiser und zwei Adeligen; es handelte sich um die Herrschaft Steyr. Daher stockte der Eisenverkehr. Erst im März 1468 war der Weg längs der Enns wieder frei.[66]) Dafür setzte in Steiermark die Adelsverschwörung unter Andreas Baumkirchers Führung ein. Die sie begleitenden erbitterten Kämpfe, die auch das Mürztal nicht verschonten, lähmten jetzt den Handel gegen Süden. Auch im Innerberg hatte Baumkircher Anhänger, so den Bürger Schurer, der als sein „Diener" verhaftet wurde.[66a]) Dazu brachen 1471 die Türken in die Untersteiermark ein und verheerten sie bis 1493 wiederholt. Ja sie kamen 1480 von Kärnten her nach Judenburg, durchflogen unter Mord, Brand und Raub das Pölstal und gelangten dabei bis Rotenmann, dann durchs Palten-, Liesing-, Mur- und Mürztal und kamen vielleicht auch nach Eisenerz. Wohl fehlt jeder geschichtliche Bericht, aber die Ortssagen von der Flucht der Frauen und Kinder in die Frauenmauerhöhle und von der Niederlage der Türken unweit der Berres können einen geschichtlichen Kern haben. Waren die Türken einmal in Eisenerz, so kann es nur damals gewesen sein.[67]) Merkwürdig wäre dann nur, warum die Befestigung der beiden Märkte erst 1482, nicht schon 1480 oder 1481 erfolgte; 1482 mußten die im Landgerichte St. Peter-Freienstein sitzenden Bauern dazu roboten.

Von 1479 bis 1490 kämpfte der Kaiser mit den Ungarn. Diese besetzten nicht nur Teile der Mittel- und Untersteiermark, sondern drangen von Neumarkt aus auch in die Obersteiermark ein und hatten mehrere feste Plätze inne, zum Beispiel Murau, Eppenstein u. a.

Dadurch wurde natürlich die Eisenindustrie stark gehemmt. Da sie selbst Niederösterreich eroberten, wurde auch hier der Eisenhandel längere Zeit empfindlich gestört und die Lebensmittelversorgung des Erzberges teilweise in Frage gestellt, zumal auch die gänzliche Geldzerrüttung alle Unternehmungslust lähmte. Die Wälder waren ringsum ausgehackt, die Kohle schwer zu bekommen, gutes Geld selten und die Arbeiter verlangten solches, weil sie sonst nicht einkaufen konnten. Das alles verteuerte die Gestehungskosten des Eisens; deshalb wollten die Radmeister Rauheisen nur gegen Bargeld abgeben und verweigerten den Admonter Hämmern ihren Wochenanteil von 18 Maß (1466). Der Kaiser tadelte das, denn das Stift und seine Leute förderten den Innerberg mit Holz, Kohle, Nahrung und in anderen Sachen, die der Erzberg nicht entbehren konnte (1468). — Solange Friedrich lebte, mußte der alte Vertrag aufrechterhalten bleiben.[68]) Deshalb ermahnte Friedrich auch im Jänner 1478 die Innerberger, endlich einmal — nach seinem schon wiederholten Befehl — dem Alex Kernstokh zu seinem Admonter Hammer auf dem Weißenbach Eisen zu liefern wie den anderen Admonter Hämmern.[69]) Nun stieg der Verkaufspreis (1475). Darauf erschienen die Handelsherren von Steyr, die das alleinige Stapelrecht für alles innerbergische Eisen unter lebhaftem Widerspruch der Radmeister beanspruchten, nicht mehr in Eisenerz und wollten dadurch die Rad- und Hammermeister zwingen, ihnen die Ware zum alten Preis abzugeben. Doch der Kaiser erklärte, ihnen das Monopol für die Dauer des jetzigen Krieges nur dann zu bewilligen, wenn sie das bereitstehende Eisen alle Monate abholen und bezahlen würden; sonst solle der Handel frei sein. Aber nach dem Kriege dürften Rad- und Hammermeister das auf der Enns verfrachtete Eisen nur der Stadt Steyr verkaufen, dem alten Herkommen gemäß (1483).[70]) Den Vordernbergern gab er Handelsfreiheit im begrenzten Umfange: sie durften, weil alles Gehölz in der Umgebung abgehackt sei, den dritten Teil ihres Rauheisens gegen Kohle und Proviant umtauschen, damit die noch bestehenden Blähhäuser nicht auch noch erliegen, wie

[64]) Urkunden-Abschrift 3218d, L.-A.
[65]) Urkunden-Auszüge im Anhang.
[66]) Huber, Geschichte Oesterreichs III, 238.
[66a]) Chmel Mon. Habsb. I/3, S. 714 n 243.
[67]) S. Anm. 1.
[68]) S. Anm. 12.
[69]) Chmel Mon. Habsb. II/1, S. 760. Notizblatt II, 42 ff. Der Befehl ist an den Forstmeister Gilg Nördlinger und an Hans Haidenreich, Mautner in Innerberg, gerichtet.
[70]) Muchar VIII, 136.

es mit einigen vormals schon geschehen sei (1489).[71]) Die Leobner Eisenhändler beschwerten sich freilich schon im nächsten Jahre, die Vordernberger mißbrauchten das, indem sie Eisen an Fremde — vielleicht an Augsburger Häuser — frei verkauften. Die Vordernberger hinwiederum hoben ihre Notlage hervor: sie könnten das Eisen nicht mehr um den festgesetzten Preis nach Leoben liefern.[72]) Der Kaiser rügte die starke Ueberschuldung der Radmeister, die zu einem großen Teile hohe Vorschüsse genommen hatten und sie nicht mehr zurückzahlen konnten, wodurch wieder einige Werke in die Hand der Leobner Kaufleute gekommen waren. Was dem Kaiser nicht recht war, weil diese die Blähhäuser nicht beaufsichtigen konnten und das Eisen dadurch Schaden nahm. Er sah aber die Notwendigkeit einer neuen Eisenpreissteigerung ein, Lebensmittel und Kohle waren ja teurer geworden und auch der Lohn der Arbeiter wider altes Herkommen gestiegen; daher durften die Vordernberger seit dem 13. September 1490 $2^1/_2$ Meiller (= eine Fuhre) um 12 Schilling höher als zuvor verkaufen,[73]) demnach das Pfund um 0·15 Pfennig teurer. Waren doch auch die Steuern stark gewachsen, zum Beispiel die Weinsteuer (Ungeld): sie betrug von einem „Marchfaß" 1 Pfund, von einem Startin (= 566 Liter) 4 Schilling. Diese neue Preissatzung war eine Folge der Untersuchung, die eine kaiserliche Kommission unter der Leitung des Erzbischofs von Salzburg und Gran am Erzberg durchgeführt hatte.[74]) Im Anschlusse an sie veröffentlichte der Kaiser im März 1490 eine Ordnung, die dem Bergwesen aufhelfen sollte. Sie betraf die Kohlenmaße, die Eigenwälder der Radmeister (die von den Köhlern von oben herab aufgearbeitet werden sollten), die Aufnahme der Lohnführer — ledige nur, wenn sie auch im Winter Kohle führen wollten — und die Bezahlung der Arbeiter: Bläher („Pleyer") und Müller, die ersten Arbeiter im Blähhaus, sollen dem Radmeister wöchentlich 14 Maß Rauheisen liefern, das sind ungefähr 10 Meiller (also die Maß = 7·1 Pfundzentner), die Abfallsorten Zeug, Hart und Graglach miteingeschlossen. Für eine Maß soll der Bläher 17 und der Müller 13 Pfennig erhalten. Der Bergknapp, der allein auf gutem Ort gräbt, bekommt wöchentlich $^1/_2$ Pfund Pfennig (= $^1/_2$ fl. oder 30 Kreuzer); ist die Arbeit tief und beschwerlich, zwar auch nur so viel, aber der Radmeister muß ihm einen Träger beistellen mit einem Wochenlohn von 3 Schilling 10 Pfennig (= 25 Kr.). Liefert ein Häuer mehr Erz, so soll er auch mehr Lohn erhalten, doch darf ein Radmeister keine Lohnsteigerung zum Schaden der anderen vornehmen. In den Hämmern bekommt der Zeugmacher und seine Gesellen 1 Pfund Pfennig Leitkauf, der Wassergeber, der die Kohle und Feuerwacht besorgt, einen Zentner Eisen.[75])

Am 16. Juni verständigte der Kaiser seinen Mautner im Innerberg und den Einnehmer des Eisenaufschlages in Vordernberg, daß er dem Berge die Lebensmittel folgender Gebiete ständig zuweise, damit das Erz in Würden bleibe: Wald (Gaisserwald), Liesing- und Kammertal, Teichen, Vorder- und Innerberg, Landl, Gallenstein, Tragöß und den niederen Murboden.[76])

Auch die Verordnungen des Jahres 1492 dürften noch die Folge der Untersuchung von 1489 sein: Die Leobner erhielten ihr altes Einkaufmonopol zurück, sollten aber im Vereine mit den Vordernbergern und auf deren Kosten einen oder mehrere Kohlbarren bei und um Leoben an der Mur erbauen, damit die Holzkohle des Murgebietes hier für Vordernberg gesammelt werden könne. Alle Eisenwaren mußten ein Merkzeichen erhalten, damit man ihre Leobner Herkunft erkenne und die alten Eisenwagen wurden neu geeicht („zimentiert"). Der Abtissin von Göß und den landesfürstlichen Pflegern von Kammern, Kaisersberg und St. Peter trug der Kaiser auf, auf ihre Wälder und Hölzer zu achten, da sie durch Neugereute und Gaisenauftrieb zum Schaden des Erzberges veröden. Den Leobner Kaufleuten, die in Vordernberg Radgewerke besaßen, befahl er, sie tätigst zu betreiben, sonst werde er sie einziehen. Und schließlich hob er alle Eisengruben und Blähhäuser in Steiermark und Kärnten, ja selbst zu Radstatt im Salzburgischen auf, bis auf die Hüttenberger und die vier Feuer des Stiftes St. Lambrecht; alles fremde Eisen sollte in Beschlag genommen werden. Offen gab er den Zweck zu: „Damit unser leobnisches Eisen in seinem Ausgange nicht weiters gehindert werde und wir an unserem Kammergute nicht Schaden leiden." [77])

Wie die Neuordnung von 1448 nur langsam durchdrang und schon im nächsten Jahre mannigfach geändert werden mußte, so fehlte auch der „Reformation" von 1488 der einheitliche große Zug. Zögernd folgte ein landesfürstlicher Erlaß dem andern. Nicht der gute Wille und die Einsicht fehlte, aber die Kraft des landesfürstlichen Willens; und es fehlten vor allem die Mittel, diesem Willen Achtung zu verschaffen. Man konnte noch nicht von einer Staatsgewalt reden. Dazu durchbrach der Kaiser oft genug selbst seine eigenen Anordnungen. Was halfen zum Beispiel Forstordnungen, wenn Friedrich dem Innerberger

[71]) Ebenda, S. 159.
[72]) Ebenda und Urkunden-Abschrift L.-A.
[73]) Wartinger, Privilegien Vordernberg, S. 5 ff.
[74]) Muchar, Steiermärkische Zeitschrift, N. F. V, S. 40 irrig zu 1438 und 1449. Deswegen konnte er von der Ordnung weder Original noch Abschrift erhalten. Der Erzbischof von Gran ist eben niemand anderer als der vom 15. Dezember 1489 gestorbene Erzbischof Johann Beckenschlager von Gran-Salzburg.
[75]) Ebenda, S. 40 f.
[76]) Abschrift L.-A.
[77]) Muchar, s. o. S. 41 ff und Urkunden-Abschrift L.-A.

Bürger Wolfgang Schürer erlaubte, das auf seinem Grunde stehende Holz zu roden und Anger und Wiesen, Schwaigen und Hütten anzulegen (Befehl an den Forstmeister von Innerberg Gilg Nordlinger, 1473), zu einer Zeit, wo schon so große Waldnot war! Natürlich taten es dann andere auch und es war wohl auch zur Unterkunft und Ernährung der Bevölkerung nötig. Für die fortschreitende Besiedlung spricht, daß vier Hintersaßen in der Krumpen im Jahre 1478 Hütten auf landesfürstlichem Grunde aufschlugen, für die jeder 1 Pfund dienen mußte; das war im Verhältnis zu den althergebrachten winzigen Diensten ein stattlicher Zins.[78]) Trug doch das ganze Forstamt dem Landesfürsten im Jahre 1471 nur 27 Pfund 4 Schilling 20 Pfennig ein, darunter der Hammer in der Hieflau allein 8 Pfund.[79])

Dennoch: Was Friedrichs Beamten und die Sachverständigen jener Zeit geschaffen haben, das bildete die Grundlage der ganzen weiteren Entwicklung. Schon war das Bergwesen staatlichen Beamten unterstellt: dem Mautner in Eisenerz, dem Einnehmer in Vordernberg; die Eisenpreise waren genau so festgelegt wie der landesfürstliche Aufschlag und wie der Mindestlohn der Arbeiter. Verdiente der Knappe mindestens $^1/_2$ fl. (30 kr.) die Woche, so der Bläher 1 fl. Man muß den Lohn mit den damaligen Preisen (das Pfund Rindfleisch 1 kr., ein Paar Schuhe 7 kr.)[79a]) vergleichen und die Zustände vor dem Jahre 1914 heranziehen, um zu beurteilen, ob die Arbeiter 1490 oder 1914 besser bezahlt waren. Die Wohnungsfrage war wohl so geregelt, daß viele Verheiratete vom Radmeister eigene Keuschen (Hofstätten) mit einem Wiesenfleck und einem Garten gepachtet erhielten oder vom Landesfürsten oder vom Stifte Göß. Andere waren so wie heute Inwohner gegen einen Mietzins oder Arbeit bei Bauern. — Die Stellung Steyrs und Leobens als ausschließliche Stapelorte war gesichert, der inländische Wettbewerb fast ganz ausgeschaltet. Mit Mühe erreichte Admont, daß es sein Eisen wenigstens für das eigene Haus und seine Leute verwenden durfte; es hatte, wie man später erklärte, das Innerberger Eisen in bösen Ruf gebracht. Dafür mußte es seine Wälder opfern. Der Lebensmittelbezug war ganz geregelt und für die künftige Kohlenversorgung der Weg vorgezeichnet. Ließ der Landesfürst einstweilen nur Kohlbarren bei Leoben (und wohl auch Hieflau?) errichten, so mußte der Flußrechen als notwendige Folge bald kommen.

Friedrich betonte auch seine Oberhoheit über den Berg stärker als irgend ein Habsburger zuvor; erst seit seiner Regierung sind Lehensurkunden für einige Bergwerks- und Hammergerechtsame erhalten, doch keineswegs für alle; warum ein Unterschied gemacht wurde, ist nicht klar. So belehnte er 1426 den Eisenerzer Bürger Kristan Wunsam mit der halben gleichnamigen Hube und den Bürger Hans Schilcher mit seinem väterlichen Erbe: der Hube, die früher Kitzmägel (†) besaß, dem Hof und dem Hammer im Münichtal, dem Blähhaus und den Oertern mit den Schlägen am Erzberg, den Holzörtern in der Radmer („Redmir") und in Jassingau („Gessing"), die Jakob Swelbl (†) zum genannten Blähhaus gebraucht hatte, und ein Gütl an der Traveng. — 1429 den Sigmund am Berg mit dem väterlichen Erbe seines Vaters Jakob: der Prossenhube. — 1444 den Hans Scheuchenpflueg mit der Kitzmägelzinshube, die er von Pangraz Rintschad gekauft. — 1465 die Innerberger Bürger Lukas Tuter, Hans und Gilg Korner mit dem wälschen Hammer (zwei Feuer) und dem Zainhammer zu Aussee in der Pfarre Weyer und mit dem Schilcherforst; dafür dienten sie 7 Pfund Pfennig ins Amt Steyr. — 1450 den Andrä Pauer mit Hammerstatt und Hammer, den er mit Willen des Kaisers aufgebaut, und dem er dafür zinsen muß. Mit diesem Hammer belehnte er 1466 dessen Söhne Melchior und Florian sowie den Andreas Krumphals, jeden Teil mit der Hälfte, dazu mit den beiden Häusern, Wiesen und Aeckern, die sie erbaut und gerodet, und mit dem Rechte, daselbst Wein auszuschenken, einzukaufen und zu verkaufen — also Weinschank und Weinhandel; dafür haben sie jährlich 8 Pfund Pfennig der landesfürstlichen Kammer zu bezahlen. Erst aus dem Lehenbrief des Peter Pauer, Valentin Krumphals und Stefan Aufseer, Innerberger Bürger in der Hieflau (1524), erfahren wir die Lage des Hammers. So zeigen diese drei Lehenbriefe die Anfänge des Industrieortes Hieflau.[80]) Sie zeigen aber auch, wie beweglich der Besitz im Umkreise des Erzberges war. Dieselbe Hube besaß 1393 Dietmar Kitzmägel, 1426 Hans Schilcher, dann Pangr. Rintschad und 1444 Hans Scheuchenpflueg. Mit der Hube kam auch das Radwerk an den neuen Besitzer.

Diesen starken Wechsel bezeugen auch die wenigen uns erhaltenen Verkaufsurkunden, die zugleich wie die früher angeführten einen Einblick in die allgemeinen Verhältnisse am Berg gewähren.

Der Eisenerzer Bürger Stefan Nagenkegel verkaufte im Jahre 1424 eine Reutwiese unter der Niederen Prossen, die am Lorenzitag in des Jakob Rührer Hube und jährlich am Dionystag in das Unter-Prossengut je 18 Pfennig zinste, dem Friedrich am Hof in Münichtal um 71 Pfund und 1 fl. Leihkauf. — Das war damals ein stattlicher Preis für eine Wiese! Aehnlich stand es mit der „Wegmacherin"-Wiese am Slinkerweg, ein Burgrecht, das der Bürger Kaspar Ultsch um 20 Pfund und 1 fl. Leihkauf Ott dem Binder verkaufte; der Käufer hatte jährlich an Pachtzins in des Herzogs Gericht ganze — 9 Pfennig zu bezahlen! Dagegen pachtete Lorenz der Gomplacher, Bürger im Vordernberg, von den Leobner Dominikanern

[78]) Notizblatt II, 183 ff.
[79]) S. Anhang.
[79a]) 1 kr. = 4 Pfennig, daher 1 fl. = 60 kr.

[80]) Alle Lehenurkunden bei Starzer, Landesfürstliche Lehen der Steiermark, Beitr. 32.

eine an die Rayerhube grenzende Wiese gegen einen Jahreszins von 18 Schilling! Dieser gewaltige Unterschied erklärt sich leicht als freiwillige fromme Stiftung, denn das Kloster bewilligte ihm dafür einen jährlichen Gedächtnisgottesdienst.[81])

Ueber das Blühen des Bergbaues und den Wohlstand des Bezirkes schweigen die Urkunden. Aber man kann ihn bis zu einem gewissen Grad aus den Verhältnissen der Kirche erschließen. Hatte sich diese und alles, was sich an sie anschloß, einer regen materiellen Förderung zu erfreuen, so darf man vermuten, daß es den Erzleuten gut ging. Verstummen die kirchlichen Urkunden, die von frommen Stiftungen berichten, durch eine längere Zeit, so wird man das Gegenteil annehmen. Noch war zwar der Pfarrer von Trofaiach der rechtliche Seelsorger oder Pfarrer von Eisenerz, aber der dortige Vikar oder Verweser führte beim Volke doch schon 1408 jenen Amtstitel, der ihm seiner Tätigkeit nach zukam. Und wohl schon lange vorher. An seiner Seite wirkte der Benefiziat der „Alten Bruderschaft" der Frühmesse; vielleicht besoldete auch die „Gottsleichnamzeche", die seit 1427 erscheint, einen solchen. Der Seelsorgesprengel war ja groß und umfaßte Radmer und Hieflau, wo jedenfalls bald nach 1466 ein Kirchlein erstanden sein mag. Noch wurden alle Toten des Bezirkes bei der Pfarrkirche bestattet, was in Pestzeiten für den Markt recht gefährlich war. Der Platz wurde schnell aufgebraucht, der Boden wuchs in die Höhe, so daß man in die Kirche hinabsteigen mußte, daher ließ man die Toten nicht sehr lange ruhen, sondern sammelte ihre Gebeine im Karner (genannt 1447). Es ist die Johanneskapelle: 1498 verlieh der Erzbischof von Salzburg dem „Karner am Freythof in der Grufft unter St. Johanns Kapellen" einen Ablaß.[82])

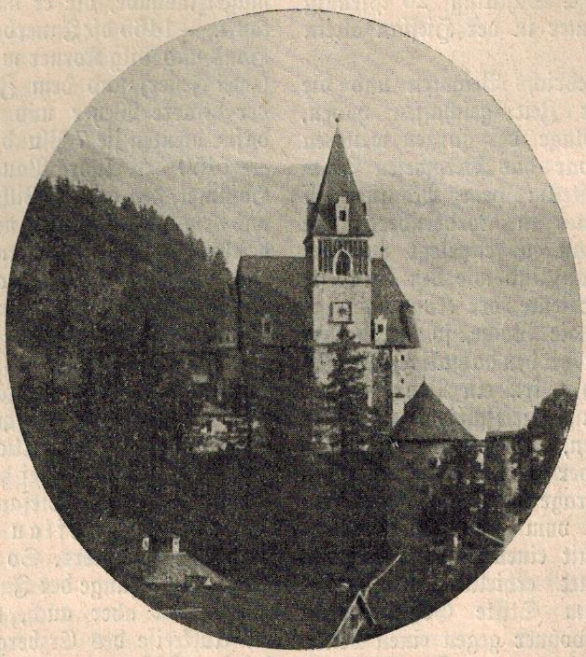


Abb. 20. Pfarrkirche St. Oswald.

Den „Frühmessern" war es namentlich im Winter etwas zu beschwerlich, auf den St. Oswaldhügel zu steigen. Sie erbauten sich — vielleicht 1453, gleichzeitig mit den Vordernbergern — im Markte eine Marienkapelle, die in diesem Jahre einen päpstlichen Ablaß erhielt.[82]) Neben ihr erstand im Innerberg 1461 ein Versorgungshaus für erwerbsunfähige Bürger und Bergleute, ein Spital, wie man damals sagte. Zu diesem gehörte ein Baderhaus („Badstube"), dessen Pächter zugleich Universalarzt war; vor 1490 gab es in Obertrum noch ein „Oberes Badhaus". Größere Stiftungen, wie die der Bürger Krammer 1464 und der Unverwegen 1478 und 1490, hielten Kapelle und Spital aufrecht; Christoph Unverwegen wird 1490 geradezu der Stifter der Kapelle genannt, weil er sie damals umbauen und vergrößern ließ. Jedenfalls war auch die Schule (1482) nicht weit weg. Die größten Stiftungen im Innerberg: die des Konrad Tackner (1461) und des Hans Krammer (1464) kamen der St. Oswaldkirche zugute: jede von ihnen wollte einem Kaplan das Auslangen sichern. Deren Hauptpflicht war, den Gottesdienst, besonders die Gedächtnismessen für die Stifter zu halten. Man sieht, welch gewaltigen Wert das ausgehende Mittelalter der Vermittlung des Priesters zwischen Erde und Himmel beimaß. Die geradezu dichterischen Einleitungen der großen Stiftsbriefe bezeugen es. „Sintemalen daß allein die seelig sein, die in der Liebe Gottes verscheiden, und denselben zu dem ewigen Leben nichts nachfolget, dann ihre eigne und andere guete Werk, die ihnen dann zu Hilf geschehen und dem allmächtigen ewigen Gott durch das Verdien seines eingebornen Sohnes, unsers lieben Herrn Jesu Christi, — der uns mit Vergießung seines rosenfarbigen Bluetes und durch sein bittern Tod an dem hl. Kreuz erlediget hat — genehm und gefölligelih sein lassen, alsdann Mehrung göttlicher Dienste und das Seelenheil der Menschen mit nichts sonsten fruchtbarlicher aufgenommen und vollbracht mag werden, dann mit Stiftung ewiger Messen — darinnen dann aller Gläubigen, lebendiger und toter, gedacht und das allerteuerste Opfer Jesu Christi, der hl. Dreifaltigkeit in der ewigen Einigkeit täglich zur Erledigung der armen Seelen geopfert wird, — darumb angesehen die oben geschriebenen Dinge und die Kürze unseres zergänglichen Lebens bekennen wir Richter, der Rat und die ganze Gemein im Innerberg des Eisenertzt' . . ." So beginnt die Krammerstiftungs-Urkunde. Und doch

[81]) Beide Urkunden im Anhang.
[82]) F. M. Mayer (s. a. 5), S. 11.

(Fortsetzung des Erzberg-Sonderheftes in der April-Folge.)

Prag. Viel seltener als in anderen Jahren sah man Sachsen und Preußen, äußerst spärlich waren Engländer, Polen und Russen vertreten. Da auch Karlsbad und Marienbad, deren vornehmeren Gäste in der Regel zur Nachkur nach Teplitz zu kommen pflegten, gleichfalls nur spärlich besucht waren, hatte man auch keine Hoffnung, „daß sich die Gesellschaft im Herbste interessanter gestalten würde". Unter den Letztangekommenen befand sich der Freiherr von Rheden, einst General im Dienste des aus unheilvollen Bürgerkriegen bekannten Don Carlos von Spanien. In Damenkreisen interessierte besonders Lady Adelheid Forbes, vor Jahren eine gefeierte Schönheit, die selbst Byron in Versen verherrlicht hatte.

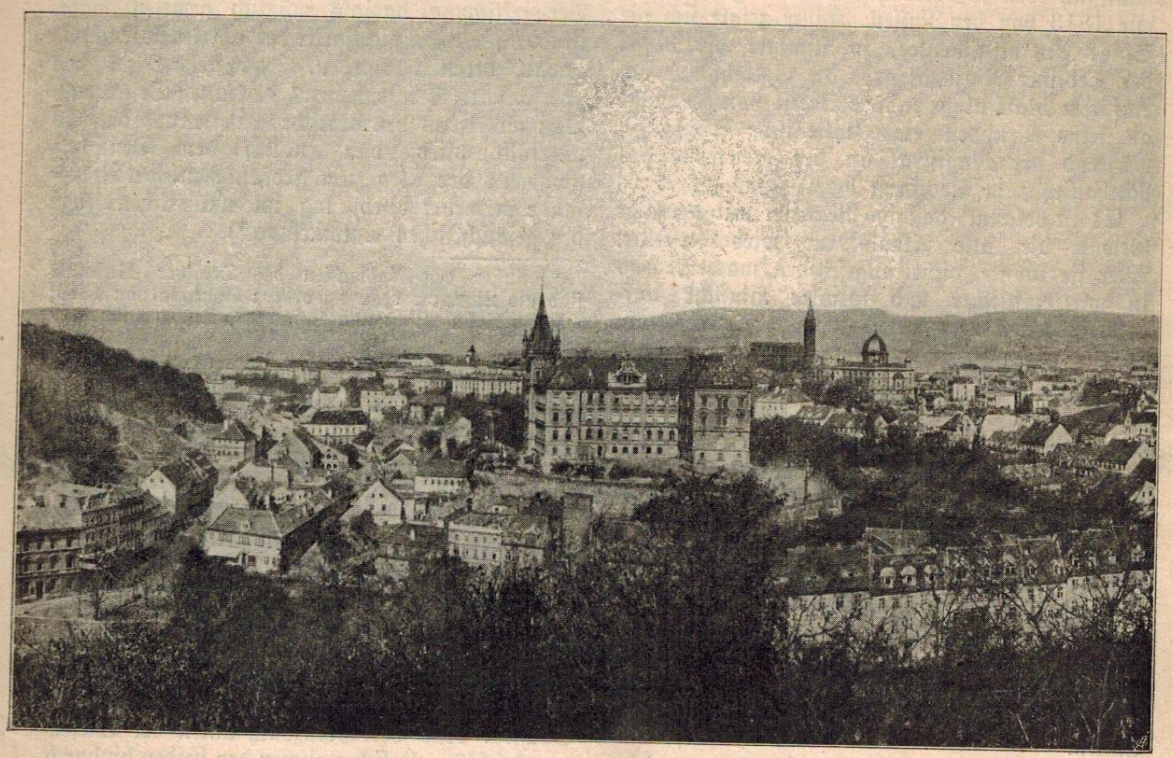


Abb. 82. Teplitz-Schönau.

Mit aller Pracht war der Herbst gekommen; noch blaute der Himmel, noch schien die Sonne sommerlich warm und am Frühmorgen mahnten leise Nebelschleier an den sterbenden Sommer. Doch die Badegäste waren fast alle bereits abgereist, öde schienen die Straßen, verlassen die stillen Spazierwege. Am 10. September erschien die letzte Fremdenliste, sie zählte 1641 Parteien mit 2704 Personen, die Saison war nun tatsächlich zu Ende. Es wollten jedoch dem Vernehmen nach mehrere vornehme Familien, denen die Prager und Wiener Luft nicht geheuer drückte, den Winter in Teplitz zubringen, den Hausbesitzern eine unerwartete Entschädigung bietend, für den mittelmäßigen Sommer; denn wenig mehr als die Hälfte der Gäste des vorhergehenden Jahres hatte man gezählt, obgleich dieses wiederum wegen der vorhergegangenen Mißernte weniger Parteien zählte als das Jahr 1846, das besuchteste, dessen die Teplitzer Annalen von 1848 gedenken. Man hatte zum Teile gehofft, den bevorstehenden Ausfall in der Quantität durch die Qualität der Gäste gedeckt zu sehen, man glaubte, „die vielen abgetretenen Minister und der hohe Adel, dem weder die Hauptstadt noch das Land einen hinlänglich ruhigen und sicheren Aufenthalt boten, würden in Scharen nach den Badeorten strömen". In dieser Erwartung sah man sich arg enttäuscht.

Was die Nationalität der Badegäste betrifft, so entfielen gegen 2000 auf die deutschen Bundesstaaten und etwa 100 auf die nichtdeutschen Länder Oesterreichs. Aus Rußland kamen nur 18 Parteien gegen 101 im Vorjahre, England erschien mit 10 gegen 32 im Jahre 1846 vertreten, Ungarn mit 6 und die skandinavischen Länder „gar nur mit einer Partei".

Die Revolution des Jahres 1848 war nach kurzem Verzweiflungskampfe niedergerungen worden. Siegreich wehten in allen Teilen des Reiches die kaiserlichen Banner, eine eiserne Militärdiktatur hielt die erwachten Völker nieder. Auch Teplitz sollte 1849 die Reaktion fühlen.

Das italienische Regiment Haugwitz — nicht besonders verläßlich im Süden — kam als Besatzungstruppe nach deutschböhmischen Städten, Teplitz erhielt gleichfalls Einquartierung. Die Teplitzer Nationalgarde aber schämte sich nicht, der Militärdiktatur Parade zu stehen. Mit Feldzeichen geschmückt, erwarteten sie die Ankunft des Regimentes, dessen erstes und zweites Bataillon nebst dem Stabe und einer Fußbatterie für Teplitz bestimmt waren. Der schöne Oktobertag hatte die Bevölkerung in Massen angelockt, denn alles wollte zuerst die Italiener sehen, von denen man sich eben so kindliche Vorstellungen machte wie 1813 von den Russen. Kaum zeigte sich die Spitze des Regimentes, so stimmte die Musik der Teplitzer Nationalgarde die Volkshymne an. Auf dem Marktplatze richtete Oberst von Rugstuhl an seine Truppen eine italienische Ansprache, während der Magistrat an der Freitreppe des Rathauses zum Empfang bereit stand.

Es ist bekannt, daß die Reaktion mit brutaler Gewalt die alte Staatsform wiederherstellte. Aber sie konnte nicht ungeschehen machen, was in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht aufgekeimt war. Der helle, warme Sonnenschein der Freiheit, der den Menschen ins Herz gedrungen war, konnte nur überschattet, nicht erstickt werden. Sie hatte in den Massen einen herrlichen Reichtum an Begeisterung und Idealismus wachgerufen, nur hatte sich auch hier, wie bei allem menschlichen Tun, dem Schönen das Niedrige und Lächerliche beigemengt. Der tragische Moment jener Tage liegt für die Deutschen Oesterreichs und damit auch für die Deutschen Böhmens darin, daß das Verfassungswerk der Völker vernichtet wurde. Was der Parteitag der deutschböhmischen Vertrauensmänner in Teplitz 1848 gefordert hatte, die administrative Zweiteilung Böhmens, deren Verwirklichung damals möglich gewesen wäre, ist durch die Kurzsichtigkeit der absoluten Staatsgewalt vereitelt worden. Das gehört zu den „versäumten Gelegenheiten" des alten Oesterreich. Daß anderseits der deutsche Kaisertraum damals unerfüllt blieb, daß endlich den Deutschen Böhmens der Weg zum großen deutschen Vaterlande verwehrt blieb, lag im natürlichen Zuge der geschichtlichen Entwicklung.*)

*) Außer den Archivalien des Teplitzer Museums sind als Literatur benützt worden: Bohemia von 1848; Eduard John „Licht und Schatten", Teplitz 1865.

J. W.:

Weipert.

Wer nie oben im Erzgebirge gelebt, der kennt die Eigenheiten desselben nicht und kommt leicht zu unrichtigen Ansichten. So habe ich drunten in einem lieblichen Flußtale einen Freund, dessen Häuschen umfaßt wird von prächtigen Obstbäumen. Der Gute preist mich stets glücklich, wenn ich einige Ruhetage bei ihm weilen und sein Eden mit ihm teilen darf. Ist wohl wahr: Anders ist's hier oben als dort drunten, denn uns wachsen die Aepfel nicht in den Mund hinein.

Darum lassen wir uns die Freud an unserer Bergheimat aber nicht nehmen.

War ich drunten und hab' mich ergötzt an allen den Annehmlichkeiten des Landlebens, dann zieht's mich mit Gewalt wieder herauf in die Freiheit der Berge. Ist der Kamm erreicht, o, welche Wonne! Der Keilberg und sein Nachbar Fichtelberg drüben im Reiche thronen als die Höchsten über den weiten Waldgebieten und den traulichen Ortschaften inmitten von grasreichen Wiesen und gepflegten Feldern. Der Vogelbeerbaum säumt die Straßen, im Herbst trägt er den Schmuck seiner scharlachroten Früchte.

Im Sommer ist die Kühle der großen Wälder, die reine Bläue der Luft, die Sonne über den heimischen Gefilden des Erzgebirgers höchste Lust; im Winter stapft er gern durch mächtigen Schnee, eilt auf den Schneeschuhen über die glitzernde Fläche oder rutschelt flüchtig auf zierlichem Schlitten zu Tale.

Die vorlaute Ueberschrift, freundlicher Leser, hat dir mein Heimatfleckchen schon verraten; ich will von ihm ein bißchen plaudern. Kommst du, Wanderer, herauf aus dem Egertale, hast Schmiedeberg quer durchschritten und bleibst in der gleichen Richtung, dann nimmt dich ein weiter Wald auf. Ist wieder frei geworden der Blick, gelangst bald du auf eine mäßige Anhöhe und überschaust von dieser den Großteil der Stadt Weipert mit dem unmittelbar anschließenden Bärenstein in Sachsen. Nur der Grenzbach unten im Wiesengrund schlängelt sich zwischen den beiden hindurch, und der Bärenstein mit seinem Turm und Unterkunftshause bewacht das friedliche Gelände.

Weipert ist zweifellos eine der größten Städte im Staate — wenn man nach der Längenausdehnung mißt. Sind ja doch zwei Stunden nötig, will man vom Schlößl bis zum Blechhammer (den beiden äußersten Häusern) wandern. Lassen wir hingegen Häuser und Einwohnerzahlen reden, dann schrumpft unsere Behauptung etwas zusammen.

Der böse und gar zu lange Krieg hat, wie halt überall, hemmend, ja geradezu zerstörend gewirkt. Er hat auch unsere wirtschaftliche Entwicklung aufgehalten, er hat uns zurückgeworfen.

Von 1900 bis einschließlich 1914, also in 15 Jahren, sind wir in den Hausnummern von 777 auf 970 gestiegen; Zu- und Umbauten sind da nicht inbegriffen, nach 1914 sind drei Häuser mehr geworden. An Einwohnern zählte Weipert

im Jahre 1900 10.037, am 31. Dezember 1912 13.019, am 30. Juni 1918 8217 (tiefster Stand im Kriege), am 15. Februar 1921 (Volkszählung) 10.405.

Weipert ist Industriestadt. Das zeigen schon die vielen Schlote, die neben den Fabriksanlagen hoch in die Luft ragen. Die meisten davon sind nicht alt; die zwei Jahrzehnte vor dem Kriege insbesondere brachten unsere Industrie hoch. Das Vierteljahrhundert bis 1914 kann mit Fug und Recht als Blütezeit unserer Stadt gelten. Da rührte sich's mächtig auf allen Gebieten. Elektrische Beleuchtung wurde eingeführt, eine Wasserleitung ist gebaut worden, neue staatliche Aemter kamen her, Kirchen und Schulhäuser erstanden, und noch vieles, vieles wäre zu nennen.

Zu den alt angesessenen hiesigen Industriezweigen gesellten sich neue hinzu, und so werden erzeugt Posamenten in ihrer Vielgestaltigkeit, Wirkwaren, Stickereien, Zwirne, Gewehre, Papierprägewaren, Gegenstände der Trauerwarenbranche, Holzverwertungs- und Holzverarbeitungsprodukte, Kabel (ebenso Drähte und Litzen) für elektrische Einrichtungen, elastische Gewerbe, Maschinen, Kunstdrucksachen; ferner bestehen Färbereien, Appreturanstalten und manches andere.

Abb. 83. Keilberg.

Und viele Erzeugnisse gingen hinaus auch in ferne Länder; der umsichtige Kaufmann sucht seine Absatzgebiete und die Güte der Ware hilft sie finden. So fehlte es nicht an Beschäftigung; arbeitslos war nur, wer nicht arbeiten konnte oder nicht arbeiten wollte.

Die Zeit hat sich geändert. Wir stehen im vierten Jahre nach dem Kriegsende, aber das industrielle, ja das gesamte wirtschaftliche Leben will noch nicht sich gehörig aufraffen. Wirtschaftliche Krisis heißt das böse, hemmende Ding. Hoffen wir, daß bald Zeiten wie die früheren wiederkehren. Der Erzgebirger will keine Arbeitslosenunterstützung nötig haben; er will das, was Schiller des Bürgers Zierde nennt: Arbeit! Die macht das Leben des Lebens wert.

Franz Grumbach:

Der 8. September und die Bauernschaft.

Der 8. September ist für die Bauernschaft und das gesamte Landvolk des ehemaligen österreichischen Kaiserstaates ein Tag erster Ordnung, und zwar ein solcher, der dem Landvolke dieses Staates die Freiheit brachte, das höchste Gut eines Volkes, und wenn es diese schützt und ehrt, dann ist es auch ihrer wert.

Die deutsche Bauernschaft unseres Staates und jene des ehemaligen Staates Oesterreich hat wiederholt Zeugnis abgelegt, daß sie Verständnis und auch Erkenntnis für den Wert der errungenen Freiheit besitzt. Sie stellt den Segen der selbständigen Bewegung und des ungebundenen Besitzes über alles, öffnet aber auch weit ihre Herzen der Dankbarkeit für jene Männer, welche in schwerer Zeit mit Gefahr ihres eigenen Lebens, und viele mußten es der Freiheit zum Opfer bringen, die Freiheit des Bauernstandes in hartem Kampfe erobert haben, um diesem durch Jahrhunderte geknechteten Stande den Aufstieg zu menschlichem Dasein zu schaffen.

Am 8. September 1888 wurde Dr. Hans Kudlich, dem Befreier von Robot und Fron, von der deutschen Bauernschaft Oesterreichs eine mit 20.000 Unterschriften versehene Dankadresse nach Hoboken bei New-York gesendet. Diese Adresse befindet sich seit einigen Monaten mit dem 100 Folioseiten umfassenden Todesurteile Kudlichs in dem Landesmuseum der Stadt Troppau mit vielen anderen wertvollen Dokumenten über Kudlich und seine Zeit.

Am 8. September 1888 fand auf dem „Wachholderberge“ bei Teplitz in Gegenwart von mehr als 20.000 Menschen ein erhebendes Fest statt: die Feier des 40jährigen Gedenktages der Robotaufhebung. Gleichzeitig wurde zum Andenken des Bauernbefreiers Dr. Hans Kudlich daselbst ein Denkmal geschaffen, welches sich auf diesem herrlich gelegenen Hügel befindet. Der „Wachholderberg“, höher als der Teplitzer Schloßberg, beherrscht von der Südseite die Stadt, erstreckt seine Senkung bis an den Schloßpark herab und bietet einen besonders schönen Rundblick.

Das Denkmal besteht aus einem mit Kladrober Basaltsteinen aufgemauerten Unterbau von 1·5 Meter im Geviert und ungefähr 4 Meter Höhe, welche mit einer Rollschichte aus Ziegeln abgedeckt und mit Zement verputzt ist. Diesen gemauerten Unterbau umgeben malerisch gruppiert die von den einzelnen Ortschaften der drei Bezirke Bilin, Dux und Teplitz gespendeten Widmungssteine. Ueber den so geschaffenen Unterbau erhebt sich aus weißem Sandstein ein etwa 6 Meter hoher Obelisk in einfachen, aber schönen Formen, dessen vier Seiten in angebrachten Marmortafeln in goldenen Lettern folgende Inschriften tragen:

Am 8. September 1848
fielen die Fesseln des Frondienstes.

*

Am 8. September 1888
erstand dieses Denkmal.

*

In Treue und Dankbarkeit
die Bewohner der Bezirke Bilin, Dux und Teplitz.

*

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.

* * *

Am 8. September 1890 wurde in Trautenau in Anwesenheit Dr. Hans Kudlichs ein Hans Kudlich-Denkmal enthüllt. Dieses Denkmal wurde nach einem Entwurfe des städtischen Bauamtsleiters Eduard Salomon in Trautenau von dem Bildhauer Johann Kühn in Pecka ausgeführt, und zwar in Westromierschen Sandstein. Ein 4·25 Meter hoher Obelisk steht auf einem durch 4 Stufen erhöhten 1·75 Meter hohen Sockel. Beide sind aus je einem einzigen Stück gemeißelt. Der Obelisk zeigt an der Vorderseite die von Professor Pönniger in Wien modellierte Reliefbüste Dr. Hans Kudlichs in Medaillonform aus Bronze, gegossen in der Kunstgießerei von Röhling und Pönniger in Wien. Unter dem Bildnisse Kudlichs befindet sich in erhabenen Metallbuchstaben der Name Hans Kudlichs. Unter dieser Schrift ist eine Tafel aus kararischem Marmor mit der Inschrift: „Errichtet von der Bauernschaft des Riesengebirges“ und an der rückwärtigen Seite des Obelisk ist gleichfalls eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Gewidmet von dem Bezirksverein für Land-, Forstwirtschaft und Flachsbau in Trautenau 1890.“

Das ganze Denkmal ist 6·35 Meter hoch.

Gleichzeitig mit den Enthüllungsfeierlichkeiten veranstaltete der Trautenauer landwirtschaftliche Bezirksverein eine großartige landwirtschaftliche und gewerbliche Ausstellung, die erste im Riesengebirge, und der Zentralverband deutscher Landwirte in Böhmen hielt in Trautenau unter dem Vorsitze seines Präsidenten Pfeiffer eine Wanderversammlung ab.

Tausende und abertausende Menschen kamen an diesen Tagen nach Trautenau, das festlich beflaggt und bekränzt war und treue deutsche Gastfreundschaft bot, um an der Ehrung jenes Mannes teilzunehmen, welchem die österreichische Bauernschaft die Befreiung von der Robot und dem Untertänigkeitsverhältnis verdankt. Die Festrede hielt der Reichstagsabgeordnete Dr. Franz Roser.

Bereits zwei Jahre früher, im August 1888, wurde auf dem Legerberge bei Totzau im Bezirke Kaaden in Beisein Dr. Hans Kudlichs die 40jährige Robotsaufhebung gefeiert, ein alter Robotpflug verbrannt, während Hans Kudlich vor Tausenden Anwesenden, die alle entblößten Hauptes ihn umstanden, eine groß angelegte, leicht verständliche Rede hielt. Gleichzeitig wurde bei dieser Feier ein Hans Kudlich-Aussichtsturm der öffentlichen Benützung übergeben. Leider mußte der Turm, der nur aus Holz hergestellt war, vor etlichen Jahren infolge seiner Baufälligkeit abgetragen werden. Ein neuer soll erstehen auf diesem herrlichen Aussichtspunkte, von dem man bei reiner Luft den Donnersberg sehen kann. Deutsche Bauern, haltet damit das Andenken Kudlichs für künftige Generationen fest!

Auch in Luditz und vielen anderen Orten fanden im Jahre 1888, in Luditz und in manchen anderen Orten in Beisein Dr. Hans Kudlichs, aus Anlaß der 40jährigen Robotaufhebung, hehre Feiern statt!

Ergänzend sei auf den „Deutschen Landvolkskalender 1924“, der als „Dr. Hans Kudlich-Kalender“ erschienen ist und hochinteressante Artikel über Dr. Hans Kudlich, mit vielen Bildern geschmückt, ferner über die Robotdienste enthält, hingewiesen.

Der deutsche Bauernkaiser Josef II., dessen Denkmäler die deutsche Bauernschaft miterrichtet hat, ist trotz der Beseitigung dieser Standbilder im Herzen des deutschen Landvolkes verblieben und keine Macht der Erde gibt es, das Andenken des großen Kaisers aus unseren Herzen zu reißen.

Was dieser deutsche Kaiser am 1. November 1781 durch die Aufhebung der Leibeigenschaft angebahnt hatte, ist im Revolutionsjahre 1848 durch den Bauernsohn Hans Kudlich reif und

als Ernte wohl geborgen worden, denn auch die bald darauf einsetzende Reaktion vermochte nicht, uns diese Errungenschaft zu entreißen.

Wir haben aber auch noch einen zweiten Anlaß Dr. Hans Kudlich zu feiern. Am 23. Oktober 1923 waren es 100 Jahre, daß derselbe in Lobenstein, hart an der Grenze Preußens, geboren worden ist. In ihm feiern wir nicht nur den Antragsteller der Robotaufhebung, sondern auch den todesmutigen Freiheitskämpfer, einen Hauptträger des leuchtenden deutschen Idealismus. Er ist gleichzeitig der Vertreter der kleinen „Achtundvierziger Schar", die mit heiligem Ernst und Todesverachtung für die Freiheit eintrat, den Bauern freimachte von all den Plackereien, persönlichen Herabwürdigungen und Mißhandlungen, all dem Uebermut der Adeligen, all den Roheiten der gestrengen Herren Oberamtsmänner, der gnädigen Herren Verwalter und der mit dem Haslinger bewaffneten „Herren" Amtsdienern!

Kudlichs Vater hatte ihm und seinen Brüdern gelehrt, fleißig zu lernen und ermutigte gleich den anderen Standesgenossen in Lobenstein und Umgebung seine Söhne, soweit sie nicht beim väterlichen Berufe bleiben konnten, zum Studium, wozu die Väter die nötigen Gulden abdarben mußten, die Studenten aber als Hauslehrer neben ihrem Studium meist selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben hatten.

Hans Kudlich hatte sich schon als Kind geschworen, eine Stellung zu erringen, um die schmachvollen Fesseln seiner Väter zu durchbrechen. Das Sturmjahr 1848 kam nicht unvorbereitet an die Studentenschaft heran. Die Freiheitsbewegung, die sich über ganz Mitteleuropa verbreitet hatte, sie fand in den Hochschülern unserer Universitäten ihre Hauptanhänger und Bannerträger; diese hatten auch mit dem Landvolke durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen Fühlung! So wurde Hans Kudlich, der jüngste Abgeordnete des neuen Reichstages, als Vertreter seiner engeren Heimat in den Reichstag gewählt und brannte darnach, die Fackel der Freiheit für das Landvolk im Reichstage zu entzünden und lichterloh zu erhalten, bis das alte Sklaventum des Bauernstandes in Schutt und Asche lag.

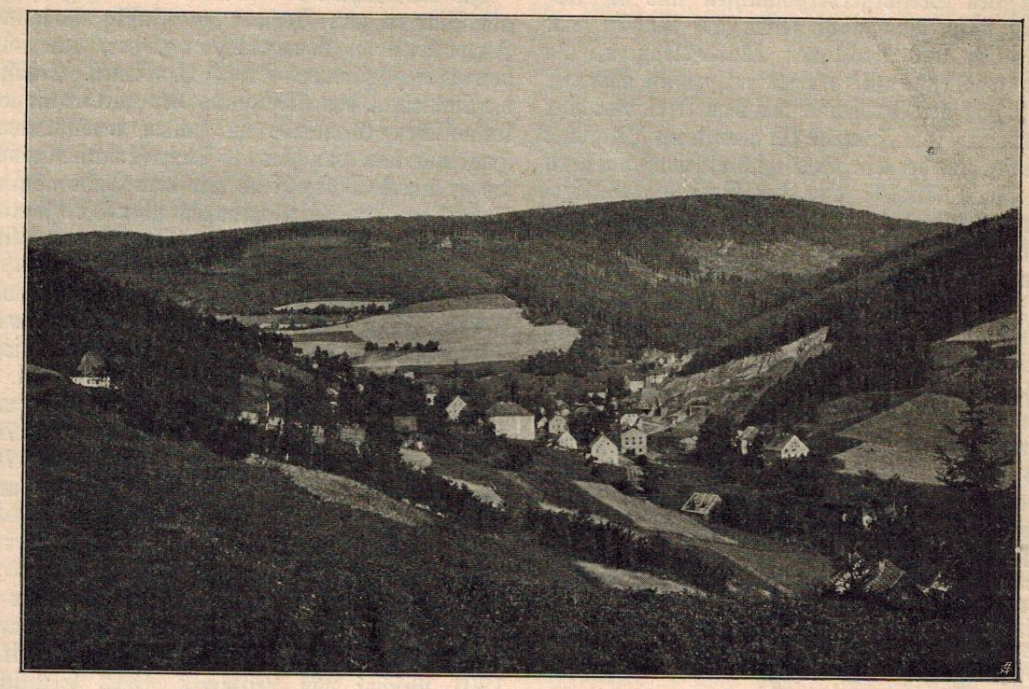


Abb. 84. Weigendorf mit Rödlinger Kalkwerk.

Viele der Märtyrer der großen Freiheitsideen wurden von den Kugeln eines Windisch-Grätz hingestreckt, als die Reaktion wieder Oberwasser hatte, viele sind in der Verbannung mit gebrochenem Herzen verwelkt. Die gütige Vorsehung hat Hans Kudlich der tausendarmigen Hermandad entrissen und ihn ein Asyl in Hoboken bei New-York finden lassen, wo er sich als Arzt eine ehrenvolle und glückliche neue Heimat schuf, 94 Jahre alt wurde, trotz eines viele Jahrzehnte andauernden Magenleidens, das ihn wiederholt nach Karlsbad brachte. Die alte Heimat aber vergaß er nicht! In stetiger geistiger

Fühlung mit der Heimat, später, als ihm die Rückkehr erlaubt war, in persönlichem Verkehr mit der deutschen Bauernschaft Oesterreichs, war er ein steter Mahner und Wecker geblieben für die Deutschen unseres Staates! In flammenden Worten hat er voll Weisheit und Wahrheit zur Einigung der Deutschen Oesterreichs gemahnt und ein Schicksal vorhergesagt, das sich erfüllt hat, uns aber auch die Wege gezeigt, unsern Untergang abzuwenden! Daß diese in nächster Zeit betreten werden, das wolle Gott!

Sein Geist möge in uns wieder lebendig werden und Führer sein im Kampfe um unsere deutsche Scholle!

Anton Ressel:

Adelige und geadelte Geistliche in der Gegend des Erzgebirges.

In den Seelsorgerverzeichnissen und in Urkunden stoßt man nicht selten auf Namen von Geistlichen und kirchlichen Würdenträgern, die einem altadeligen Geschlechte entsprossen oder erst infolge eigener Verdienste mit dem Adel begnadet worden sind. Für Freunde der heimischen Geschichte (insbesondere der Kirchengeschichte) sei anschließend eine kleine Auslese aus der Gegend des Erzgebirges und der unmittelbaren Nachbarschaft geboten.

In Aussig wirkte in den Jahren 1400 bis 1408 Wenzel v. Blahotitz als Stadtpfarrer. Er verkaufte am 2. April 1400 dem Johannes Raschke ein Stück Baugrund um 1/2 Schock Groschen. Am 1. Jänner 1408 erwarb er von Johann v. Wartenberg auf Tetschen und dessen ältestem Sohne Siegmund 5 Schock Groschen Zins in den Dörfern Waltirsche, Wittina und Budewe (Bernau, Studien, 94). Wenige Jahre später, 1413, begegnet er uns als Stadtdechant in Leitmeritz.

Er entstammte einer alten Adelsfamilie. Ein Anverwandter, Behunko v. Blahotitz, saß 1401 auf Hotowitz (V. f. G. d. D. i. B., XXVIII, 282). Das Familienwappen zeigt nach Petschaften aus dem vierzehnten Jahrhunderte im Schilde zwei Flammenkreise senkrecht übereinander. (Kral, Heraldika, 168.)

Im Jahre 1599 war Kaspar Behem v. Fließenbach Dechant in Aussig. Er hatte einen Streit mit dem Primator Josef Herrmann. Am 17. April 1599 war Hans der Aeltere v. Bila, Unterhauptmann des Prager Schlosses, Zeuge der Versöhnung zwischen dem Dechant Kaspar Behem v. Fließenbach und dem Primas Josef Herrmann (Erk. Kl. XXIV, 229).

Kaspar Behem v. Fließenbach ist vielleicht identisch mit jenem Kaspar v. Fließenbach, der gemeinsam mit Wenzel v. Fließenbach d. d. 12. August 1586 den Wappenbrief mit folgenden Wappen erhielt: Ein schrägrechts in drei Felder geteilter Schild, unten schwarz, oben golden, in der Mitte rot. Im mittleren roten Felde ein Bach, wellenförmig fließend. Auf dem gekrönten Stechhelm mit schwarz-goldenen Decken als Kleinod zwei schwarze Adlerflügel nebeneinander. Der mit dem Wappen begnadete Kaspar v. Fließenbach stand damals in Diensten des Herrn Peter Wok v. Rosenberg. (In Wittingau wird 1584 ein Bartholomäus Pozduazky v. Fließenbach als in Rosenbergschen Diensten stehend erwähnt; er wurde 1590 in den Ritterstand aufgenommen.) (D.)

In den Jahren 1600 bis 1606 begegnet uns als Pfarrer und Dechant zu Aussig Johannes Hagelius v. Ranersperg, der, unterstützt von dem Primator Dr. Joh. Ernest Schösser v. Embleben, den Besitzstand der hartbedrängten katholischen Gemeinde zu halten bemüht war. Hagelius kam von hier als Dechant nach Kaaden, wo er am 4. März 1634 mit dem Tode abging. Urkunden oder Aufzeichnungen über die Familie Hagelius v. Ranersperg und ihr Wappen sind im Adelsarchiv Wien nicht vorhanden.

Das Pfarramt zu Gartitz bekleidete von 1777 bis 1779 Wenzel Leopold Chlumčansky Ritter v. Přestawlk. Dieser war am 5. (15.) November 1750 zu Hostitz i. B. geboren. Er studierte im elterlichen Hause und später am Gymnasium zu Deutschbrod, kam 1765 ins Sankt Wenzels-Seminar zu Prag, 1768 ins Konvikt zu Sankt Bartholomäus, wurde 1771 Doktor der Theologie, erhielt 1772 die Priesterweihe, wurde hierauf Kaplan zu Klösterle, 1777 Pfarrer zu Gartitz, 1779 Dechant zu Tetschen, noch im selben Jahre Domherr zu Prag, am 28. September 1795 Bischof von Canea in partibus in fidelium, 1796 Generalvikär, 1801 Bischof von Leitmeritz, 1812 Erzbischof von Lemberg, 1814 Erzbischof von Prag und verschied am 14. Juni 1830 als Letzter seines Geschlechtes (Ressel, Kirchen- und Schulgeschichte von Gablonz, 118 bis 119, Album der Oberrealschule Reichenberg, 1862, 44 bis 45).

Die alte, bereits im dreizehnten Jahrhundert bekannte Ritterfamilie Chlumčansky v. Chlumčan und Přestawlk, deren Stammort Přestawlk, im Bezirke Staab war (vergl. Bernau, Studien, 586 fg.), führte als Wappen einen von Silber und Schwarz gespaltenen Schild und auf dem Helme mit schwarz-silbernen Decken als Zier ein schwarzes und ein silbernes Horn (Bernau, Tafel II).

Pfarrer zu Hochpetsch wurde 1677 Wenzel Bernklo v. Bernklau, der in seinem Tagebuche berichtet, daß er seine erste Predigt zu Hochpetsch am 9. Mai 1677 „böhmisch" und jene zu Wollepschitz am 29. Mai 1677 „deutsch" gehalten habe (Sommer, I, 121).

Er gehörte dem altadeligen Geschlechte Bernklau v. Schönreut an, das d. d. 8. August 1748 mit Wolf Christoph Bernklau v. Schönreut den Ritterstand erlangte. Aelteres Wappen: In Rot ein links aufspringender

goldener Fuchs. Auf dem gekrönten Helm mit rot-goldenen Decken der Fuchs links aufspringend vor sieben grünen Hahnenfedern. Neueres Wappen: In Rot ein links aufspringender natürlicher Fischotter. Auf dem gekrönten Helm mit rot-silbernen Decken der links aufspringende Otter vor sieben natürlichen Schilfblättern. (Siebm.-Merav., Tafel 39.)

In Kaaden gab es nach dem Seelsorgerverzeichnisse mehrere adelige Geistliche (Dechanten). In der Zeit vom 15. März 1582 bis 31. Dezember 1587 wird Josua de Nive, Telonensis (Josua von Schnee) als Pfarrer der katholischen Pfarrkirche in Kaaden genannt; am letztgenannten Tag erscheint er als designierter Pfarrer von Tschachwitz (Kaadener Patronat). Er trug der Geistlichkeit des Bezirkes Saaz und Kaaden auf, den neuen Kalender kundzumachen. Er bekleidete auch die Würde eines Erzdiakons von Saaz. Ueber seine Abstammung fehlen nähere Angaben. Sein Sterbejahr ist unbekannt. Sein Amtsnachfolger Martin Pfeiffer erlangte 1590 den Adelsstand mit dem Prädikate „von Heiselberg". Ueber ihn wird weiter unten (unter den Neugeadelten) ausführlicher berichtet.

Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar zunächst am 24. August 1597 wird als Kaadener Dechant Bartholomäus Kremer v. Grunau genannt. Am 4. August 1599 finden wir, daß ein Geschenk von ein Schock für den Pfarrer sub una „dem Herrn Dechanten" Bartholomäus Kremer ausbezahlt wurde. Zu seiner Zeit kam 1601 unter Mitwirkung des Kaisers und des Prager Erzbischofes ein Vergleich zustande, durch welchen das Einkommen des Dechants und seines Kaplans in Kaaden verbessert wurde und ihnen — nach Ansicht der katholischen Schulmeister — soviel an Geld, Korn, Holz und Getränke zukam, daß sie billig nicht mehr klagen konnten. Im Jahre 1605 ging Dechant Bartholomäus Kremer mit dem Tode ab. Er eröffnet die Reihe der Kaadener Dechanten.

Die Familie Kremer (Krämer) nannte sich bis zur Erhebung in den Ritterstand nach der Veste Alt-Smoliwetz „Kremer v. Smoliwet" und führte folgendes Wappen: In Gold ein blauer Schrägrechtsbalken, aufwärts belegt mit einem doppelschwänzigen goldenen Löwen, in den Vorderpranken einen natürlichen Granatapfel tragend. Kleinod: Auf dem gekrönten (!) Helm erscheint ein offener goldener, je von einem blauen, mit einem goldenen Granatapfel belegten Schrägbalken durchzogener Flug. Die Decken sind blau-golden (Siebmacher-Meraviglia, Tafel 102). Detto Prag den 17. Oktober 1595 erhielten die Brüder Matthias und Georg Kremer den böhmischen Ritterstand nebst Wappenbesserung; ersterer erlangte gleichzeitig das Prädikat „v. Grunau" (Grünau). Georg Kremer, kaiserlicher Hofdiener, führte seit 1595 nachstehendes Wappen: Geviertet von Blau und Rot; 1. und 4. rechts gewendet ein doppelschwänziger goldener Löwe; 2. und 3. eine aufsteigende silberne Spitze, in dieser ein gestürzter natürlicher Granatapfel. Kleinod: Ein offener, rechts rot-silbern, links blau-golden geteilter Flug, dazwischen auf die Helmkrone gestürzt der Granatapfel. Decken rot-silbern und blau-golden (Siebmacher-Meraviglia, Tafel 102). Der Bruder Matthias Kremer, Rat bei der Appellationsbehörde (nunmehr Ritter v. Grunau) bekam 1595 nachbeschriebenes Wappen: Schild wie beim Wappen des Bruders, nur hier der Apfel aufrecht gestellt. Kleinod: Zwischen einem offenen, rechts Gold über Blau, links Rot über Silber geteiltem Fluge der Apfel aufrecht auf die Helmkrone gestellt. Decken blau-golden und rot-silbern (Siebm.-Merav., Tafel 103).

In der stürmischen Zeit des böhmischen Aufstandes wirkte Johannes Hagelius von Ranersperg als Dechant in Kaaden; er hatte die schwersten Kämpfe mit den Evangelischen zu bestehen. Am 6. Juli 1618 mußte er mit Hinterlassung seiner Habseligkeiten und seiner Bibliothek die Stadt Kaaden fluchtartig verlassen und zweieinhalb Jahre in der Fremde weilen, worüber er in Schulden geriet. Erst am 16. Dezember 1620 kehrte er wieder nach Kaaden zurück und wußte sich und der Kirche für den erlittenen Schaden Genugtuung und Ersatz zu verschaffen. Mit Eifer und Erfolg führte er in den Jahren 1622 bis 1626 die Rekatholisierung auf dem Lande durch. Er starb am 4. März 1634 in Kaaden, nachdem er in die 25 Jahren allhier Dechant gewesen. Zuvor war er von 1600 bis 1606 Pfarrer und Dechant in Aussig. Von seiner Hand ist im Dekanalarchive Kaaden eine sehr eingehende Schilderung der Kämpfe zwischen Katholischen und Evangelischen in der Stadt Kaaden in den Jahren 1618 bis 1620 aufbewahrt. (Eine Abschrift des Manuskriptes besitzt Herr Schulrat Josef Hofmann in Kaaden.)

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war in Kaaden der Dechant M. et Dr. theol. Johannes Böttner v. Glückstein, ein Sohn Johann Böttners des Aelteren, kurfürstlich Mainzer Gerichtsvogts und Bürgers in Erfurt, tätig. Im Jahre 1640 berichtete er über die zum Kaadner Vikariate gehörigen königlichen und Bergstädte Kaaden, Komotau, Preßnitz, Sebastiansberg, Sonnenberg und Weipert. 1645 regte er die Teilung des Kaadner Dekanats in zwei Vikariate, dies- und jenseits der Eger, an. 1652 schied er von Kaaden.

Ueber das Wappen des Geschlechtes Böttner v. Glückstein findet sich im Adelsarchive Wien keinerlei Aufzeichnung vor.

Im Jahre 1652 trat Jodocus Thomas a. Selge, der heiligen Schrift Doktor, das Dekanalamt in Kaaden an. Er war 1657 schon Dechant in Schlaggenwald. Er hatte einen Streit mit dem Stadtrate in Kaaden über Besitzfragen und gottesdienstliche Angelegenheiten, der auf Grund der Erhebungen einer am 25. Oktober 1656 zusammengetretenen Kommission durch das Prager Konsistorium am 10. November desselben Jahres entschieden wurde. Er führte auch den Titel eines Kanonikus der Kollegialkirche in Erfurt. Wann und wo er gestorben ist, konnte nicht ermittelt werden.

Zeit der Nobilitation seiner Familie sowie auch sein Wappen sind unbekannt.

Der Nachfolger des Jodocus Thomas a. Selge war Johann Heinrich Beck de Mungau.

Von ihm findet sich die erste Eintragung in einer Taufmatrik gleich nach dem 8. Oktober 1656. Unter ihm fand die Teilung des alten Kaadner Dekanates in den Kaadner und Komotauer Vikariatssprengel statt; er war der letzte Dechant, der an der Spitze des großen Kaadner Dekanates stand und eröffnete die Reihe der neugeschaffenen Bezirksvikare. 1661 schreibt er sich Bezirksvikar von Kaaden und Erzdechant; Mungau war auch Domherr von Leitmeritz. Zum letzten Male wird er am 31. Jänner 1662 genannt. Beck de Mungau, der 1655 Pfarrer in Bensen war und von Ende 1662 bis 1666 als Dechant in Leitmeritz fungierte, entstammt einer Tachauer Familie, die d. d. Prag den 27. Jänner 1617 den Adelstand erlangt hatte.

Weitere Nachrichten über seine Familie sowie auch eine Beschreibung des Familienwappens siehe unter Leitmeritz.

Dem Johann Heinrich Beck de Mungau folgte im Amte Franz Matthias v. Kirchhofer, ein Jesuit, der Kaaden am 26. Oktober 1666 verließ und nach Venedig sich übersetzen ließ, wo er auch starb. Er war der letzte Kaadner Dechant mit adeligem Namen. (Nach freundlichen Mitteilungen des Herrn Schulrates Josef Hofmann in Kaaden.)

Zeit der Nobilitation und Wappen seiner Familie waren nicht zu ermitteln.

Unter den Pfarrherrn der Umgebung von Kaaden findet sich nur ein Adeliger: Georg Hirschberger v. Blumenberg, der 1589 und 1617 als Pfarrer von Atschau erwähnt wird.

Ueber ihn, seine Familie und deren Wappen erliegen im Adelarchive Wien keine Aufzeichnungen. Ob es sich hier vielleicht um einen Zweig der Familie Hirschberger v. Königshain handelt, der sich nach dem bei Ostritz gelegenen Orte Blumberg das Prädikat beilegte? Die Nähe der Orte Königshain und Blumberg läßt eine solche Vermutung nicht ganz ungerechtfertigt. Das Wappen der Familie Hirschberger v. Königshain zeigt im roten Wappenschilde einen goldenen Vogelhals mit rot- und weißkarriertem Halsband und als Helmzier den gleichen Vogelhals mit drei Federn auf dem Kopfe, einer weißen zwischen roten.

In Komotau war in den Jahren 1605 bis 1615 Wilhelm v. Donsperg als Pastor tätig. Nähere Daten über ihn fehlen.

Ueber die Familie v. Donsperg sind im Adelsarchive Wien keinerlei Urkunden oder Aufzeichnungen vorhanden. Das Wappen ist unbekannt.

Als katholischer Pfarrer von Komotau begegnet uns 1622 bis 1626 Georg (Gregor) v. Kleeblatt, der am 21. Oktober 1626 als erster Pfarrer von Eidlitz installiert wurde (Heimatkunde von Komotau, 739, 699). Nähere Daten über ihn waren nicht zu erlangen.

Ein Wenzel Kleeblatt (Klebot, Klepot) erlangte d. d. Regensburg den 17. März 1653 den Adelstand mit dem Prädikate „v. Löwenthurm und Wasserthal" (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 32 b, fol. 1002). Sein Wappenschild ist (nach Kräl, Heraldika, 278) geteilt, oben von Gold und Rot gespalten, vorne aus der Teilung achsend ein schwarzer Adler, hinten ein goldener Löwe mit Schwert und Granate; unten in Rot eine blaue Spitze, begleitet von zwei goldenen Kleeblättern, in der Spitze eine silberne Mauer mit Zinnen und rundem Turm. Zier: Zwischen zwei blau-rot-silbern geteilten und mit Federn in verwechselten Farben besteckten Hörnern der Löwe des Schildes wachsend.

Der 1689 in Komotau stationierte Dechant Georg Ignaz Geller v. Gellersberg (geboren 1648 zu Prag) war 1672 Baccalaureus der Theologie an der Prager Carolo Ferdinandea (Komotauer Heimatkunde, 739). Weitere Daten über ihn liegen nicht vor.

Das Pfarramt zu Körbitz verwaltete von 1757 bis 1762 Wilhelm v. Berg.

Welcher Familie v. Berg er angehörte, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Ein Gabriel v. Berg, Obristwachtmeister, erhielt d. d. Wien den 23. Juli 1675 den Ritterstand (Saalbuch 83, fol. 89). Dr. jur. Günther Heinrich v. Berg (gestorben 9. September 1843) erlangte d. d. Wien den 29. August 1838 den österreichischen Freiherrnstand. Wappen: In Silber ein Dreiberg, auf der mittleren höheren Spitze eine natürliche Gemse. Auf dem gekrönten Helme mit blau-silbernen Decken die Gemse wachsend.

Mehrere Adelige erscheinen als Stadtdechanten zu Leitmeritz. Im Jahre 1413 wird Dechant Wenzel v. Blahotitz genannt. Er fungierte zuvor, 1400 und noch 1408, als Stadtpfarrer in Aussig.

In den Jahren 1636 bis 1640 war Rudolf Maximilian Roder v. Feldburg (Feltburg) Stadtdechant in Leitmeritz; er wirkte vorher (1629) als Pfarrer in Citow, 1636 als Dekan in Melnik, war später, 1639 bis 1647, Kapiteldechant in Leitmeritz und hierauf (1649) Dechant zu Brandeis und Probst von Alt-Bunzlau. Er wird als „ein eifriger Reformator", aber sonst als „ein unruhiger leidenschaftlicher Mann" geschildert (Dr. Joh. Schlenz, Geschichte des Bistums Leitmeritz, I, 86, Exk. Kl. XXVII, 165). Im Jahre 1652 betrieb er als kaiserlicher Reformationskommissär gemeinschaftlich mit Niklas v. Schönfeld in Nordböhmen, in der Friedland-Reichenberger Gegend, die Rekatholisierung.

Er war ein Nachkomme des kaiserlichen Hofdieners Peter Roder, der 1598 als Landmann in Böhmen aufgenommen wurde und d. d. Prag den 14. Juli 1616 als gewesener Hofdiener Kaiser Rudolfs die Bewilligung erlangt hatte, sich „v. Feldburg" zu schreiben (Adelsarchiv Wien, Konzept ohne Wappenbeschreibung). Detto Prag den 8. Mai 1628 erlangte Peter Roder v. Feldburg den Adelstand mit nachstehendem Wappen: Geviertet; 1. u. 4. in Schwarz ein doppelschwänziger Löwe mit rotem Lorbeerkranze auf dem Haupte; 2. u. 3. in Rot eine weiße Doppellilie. Auf dem gekrönten Turnierhelme mit rechts rot-weißen, links schwarz-goldenen Decken zwischen zwei schwarzen mit einer goldenen Lilie belegten Adlerflügeln wachsend der Löwe, in der rechten Pranke über sich auf einem Blumenbusch eine Burg mit drei spitzen Türmen, deren beiden äußeren den mittleren überhöhen, haltend. (Adelsarchiv Wien.) (D.)

Von 1662 bis 1666 amtierte in Leitmeritz Stadtdechant Johann Heinrich Beck de Munggau (Mungaw, Mungau, Muntkau); dieser war 1655 Pfarrer in Bensen. Auf den

Dechantposten in Leitmeritz verzichtete er am 2. November 1666; in der Folge erscheint er als Domherr in Leitmeritz (Dr. Schlenz, I, 247).

Der Stammvater der Familie Beck v. Mungau (Munkau) war der Tachauer Bürgermeister und Primator Matthias Beck v. Mungau. Deto. Prag den 27. Jänner 1617 erteilte Kaiser Matthias dem Matthias Beck, Bürger und Ratsverwandten in Tachau, Wappen und Prädikat „von Munkau in Wendern", als nächsten Verwandten von der Mutter her, samt der roten Wachsfreiheit. Das Wappen zeigt in Blau zwei Querbalken, der untere weiß, der obere golden. Auf dem gekrönten Stechhelm mit rechts gold-blauen, links weiß-blauen Decken als Kleinod hockend ein weißer Hund mit goldenem Halsband. (Nach dem Original, Pergament mit Siegel, 1911 im Besitze des Antiquitätenhändlers Siegfried Spira in Wien.) (D.) *) Matthias Beck v. Munckau verschied am 5. August 1634. Sein Grabmal ist in der „Mungauschen Begräbniskapelle" an der Friedhofskirche zu Tachau zu sehen; ebendort befindet sich auch das Grabmal des Johann Georg Beck v. Mungau (geboren in Tachau, gestorben 15. August 1655), der von 1651 bis 1655 das Amt des Hauptmannes der Herrschaft Plan-Gotschau bekleidete (V. f. G. d. D. i. B., XIII, 195).

Amtsnachfolger des Dechanten Johann Heinrich Beck de Mungau war vom 2. November 1666 bis 1674 Josef Ignaz Aulik (Oulik) de Třebnitz und Königsburg, der am 1. November 1674 das Amt abgab und Pfarrer und Kanonikus bei St. Thein in der Altstadt Prag wurde, wo er am 24. Juli 1682 mit dem Tode abging.

Er war ein Sohn des am 6. Mai 1657 verstorbenen kaiserlichen Rates und gewesenen Leitmeritzer Kaiserrichters Simon Peter Aulik v. Třebnitz (Trzebnitz), der d. d. Prag den 3. Jänner 1628 den Adelstand mit dem Prädikate „v. Trzebnitz" und d. d. 26. Februar 1630 den Ritterstand erlangt hatte (Saalbuch 32a fol. 232, Schimon). Das Familienwappen ist gespalten. Links in Gold auf grauem Felsen nach rechts in das rechte rote Feld hineinragend ein weißer Ochs. Auf dem gekrönten Turnierhelme mit rechts rot-goldenen, links rot-weißen Decken zwei Büffelhörner, das rechte Gold über Rot, das linke Rot über Weiß geteilt, dazwischen ein grüner Rautenkranz, aus dem zwei gekreuzte Palmzweige hervorragen. (D.)

Der im Jahre 1675 genannte Leitmeritzer Dechant Sigismund Eusebius Hieserle Freiherr v. Chodau, ein Angehöriger des alten Geschlechtes Hieserle v. Chodau (vgl. Bernau, Studien, 598), blieb bis 1679 im Amte.

Das Wappen der Familie Hieserle v. Chodau ist von Silber und Rot gespalten mit einer abwärts gekrümmten Forelle in verwechselten Farben. Auf der Helmkrone erblickt man, in Form von Hörnern gekrümmt, zwei von Silber und Rot abwechselnd geteilte Forellen. Die Helmdecken sind rotsilbern. (Siebm.-Merav., Tafel 44, Bernau, Tafel IX.)

In den Jahren 1703 bis 1716 hatte den Dechantposten zu Leitmeritz Gottfried Christoph Hofer v. Lobenstein (ein Sohn des Georg Heinrich Hofer v. Lobenstein und der Dorothea Jenik Zasadsky v. Gamsendorf) inne, der als Domdechant und Kanonikus am 21. Februar 1722 starb. (Einer anderen Aufzeichnung zufolge war Gottfried Christoph Hofer v. Lobenstein in der Folge Dechant zu Budweis sowie Pfarrer in Charwatitz und testierte erst 1730). Sein Bruder Carl Ferdinand war gleichfalls Kanonikus in Leitmeritz, ein zweiter Bruder, Johann Heinrich, fungierte als Kreishauptmann in Chrudim.

Die alte Familie Hofer v. Lobenstein stammte aus Bayern. Ein Zweig erlangte mit dem obengenannten Georg Heinrich Hofer v. Lobenstein am 12. Februar 1661 das böhmische Inkolat (Sch.). Die Nachkommen sind verarmt und haben im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts das Adelsprädikat abgelegt. Der bayrische Zweig besitzt seit 1662 Wildenstein im Jagstkreise. (Vgl. dazu Bernau, Studien, 599.) Das Familienwappen zeigt in silbernen Schilde drei außen, je dreimal gezinnte rote Sparren übereinander und als Kleinod auf dem gekrönten Helme mit rotweißen Decken eine gekrönte, oben mit drei Pfauenfedern nebeneinander besteckte, offene, goldene Fischreuse (Siebm.-Merav., Tafel 99, Bernau, Tafel IX).

In Oberleutensdorf wirkte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der „beredte Prediger" Magister Georg August Simonis von Rosenfels, der am 23. Dezember 1628 nach Graupen übersiedelte und auf der Flucht vor den Schweden am 7. Juli 1639 in seiner Vaterstadt Aussig einer Krankheit erlag. Sein Bruder war der Duxer Dechant Johann Simonis.

Der in den Jahren 1773 bis 1785 in Oberleutensdorf wirkende Pfarrer Johann Albert v. Hegenmüller wurde im letztgenannten Jahre zum Kapitular des Budweiser Domkapitels ernannt.

Ueber die Familien Simonis v. Rosenfels und v. Hegenmüller enthalten des Verfassers Aufzeichnungen keinerlei weitere Mitteilungen.

In Saaz begegnet uns 1633 bis Dezember 1635 als Dechant Tobias Stambach (Steinbok, Steinbach), Nobilio Pragensis (gestorben 1647), zweifellos ein Angehöriger der alten Familie v. Steinbach (vgl. Bernau, Studien, 639 fg.).

Die Familie Steinbach (Stampach), wappen- und stammverwandt mit den Geschlechtern Kager, Plankner v. Königsberg, Globner v. Globen und Sathaner v. Drahonitz, führt im roten Wappenschilde einen silbernen, mit drei roten Rosen belegten Sparren und auf dem gekrönten Helme zwischen zwei Büffelshörnern (von denen das rechte silbern, das linke rot ist, und beide auswärts mit je drei Straußfedern, links silbern, rot, silbern, rechts rot, silbern, rot, besteckt sind) der silberne mit drei roten Rosen belegte Sparren (Bernau, Tafel IX).

In den Jahren 1679 bis 1682 war Ernestus Henricus v. Gröningen aus Wien Administrator des Dekanalamtes in Saaz (V. f. G. d. D. i. B., XII, 249). Ernst Heinrich v. Gröningen, ein Prämenstratenser des Stiftes Strahow, starb am 3. Oktober 1702 als Probst in Ungarn (Dr. Seifert, Saaz, 535).

Das Wappen derer v. Gröning ist (nach Siebm.-Supplem. VIII, 15) gespalten und zeigt links in Gold einen schwarzen Adler, rechts in Weiß fünf (2, 1, 2) rote Rosen. Auf dem gekrönten Helme mit rechts rotsilbernen, links goldschwarzen Decken drei weiße Straußfedern.

*) A. Schimon nennt als Zeitpunkt der Adelserhebung des Matthias Beck den 20. Oktober 1616.

Unter den Kaplänen des Dekanats Saaz erscheint von 1731 bis 1743 Oswald Bruno de Rubner aus Prag, Chorherr des Stiftes Strahow, der am 5. Juni 1758 als Pfarrer zu Kaunitz mit dem Tode abging (Dr. Seifert, 612).

Ueber seine Familie liegen keine weiteren Daten vor. Sein Wappen ist unbekannt. In den Aufzeichnungen des Adelsarchives Wien wird einer Familie de Rubner (Bruno de Rubner) überhaupt keiner Erwähnung getan. Vielleicht handelt es sich um einen fremdländischen Adel.

In Seestadtl begegnet uns 1406 ein Glied des alten Geschlechtes v. See (Seeberg), nämlich Johann, ein Sohn des Edlen Heribert v. See auf Seestadl (Erwenitz), als Pfarrer.

Das Wappen des Geschlechtes „v. See" (Seeberg) zeigt in Rot einen silbernen, mit drei roten (ursprünglich grünen) Lindenblättern (?) belegten Schrägrechtsbalken und auf dem Helme mit rotsilbernen Decken einen geschlossenen, wie der Schild belegten roten Flug (Bernau, Studien, Tafel II).

In Tetschen war 1449 Johann v. Luttitz, ein Sohn Heinrichs v. Luttitz auf Schirgiswalde (S. Bautzen), als Pfarrer tätig; er besaß ein Drittel des väterlichen Gutes Schirgiswalde (vgl. Dr. Knothe, 350).

Die dem Uradel angehörige Familie v. Luttitz (Lutitz, Lottitz, Lautitz) stammt mutmaßlich aus Böhmen, tritt aber zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts auch schon im Meißnischen auf. Auf Schirgiswalde saß die Familie seit 1376. Angehörige treffen wir daselbst bis 1628, in welchem Jahre der Oberhof an das Domstift Bautzen kam. Das Wappen der Familie v. Luttitz zeigt einen gespaltenen Schild, vorne in Silber eine Bärentatze, die Krallen nach oben und nach rechts gerichtet, hinten blau ohne Bild. Auf dem Helme mit blausilbernen Decken und ebensolchem Busch zwei Bärentatzen, die Krallen nach oben und außen gerichtet.

Das Pfarramt zu Seifersdorf bei Deutsch-Gabel hatte 1699 bis 1700 Maximilian Schober v. Hohenfurt inne. Er war ein Nachkomme (Sohn) des Tetschner Schloßhauptmannes Hans Schober v. Hohenfurt, der am 23. Mai 1663 starb (Matrik Bodenbach). (Vgl. Exk. Kl. XXI, 239, XXVIII, 330, XXX, 280 fg.). Er ist mit jenem Maximilian Schober nobilis de Hohenfurt aus Tetschen identisch, der 1667, damals 13 Jahre alt, am Jesuitengymnasium in Leitmeritz studierte (Monatsblatt „Adler", VIII, 96). Lorenz Friedrich Schober v. Hohenfurt, ein Sohn des Tetschner Hauptmannes Hans Schober v. Hohenfurt und Bruder des Seifersdorfer Pfarrers, war kaiserlicher Grenzzoll- und Ungeldeinnehmer (Exk. Kl. XXX, 280 fg.).

Eine Beschreibung des Familienwappens liegt nicht vor; auch im Adelsarchive Wien ist keine bezügliche Aufzeichnung vorhanden. Ob die Familie mit den Familien Schober v. Hartenbach und Schober v. Greifenthal in verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, bleibt dahingestellt. Deto. 15. Juni 1600 erhielten die Brüder Samuel, Elaiaß, Niklas und Hans Schober einen Wappenbrief mit dem Prädikate „v. Hartenbach".

Die Pröbste in Leitmeritz waren in ältester Zeit fast ausnahmslos Adelige. Erwähnt werden: 1252 Herberd v. Fullstein, 1331 Heinrich v. Schönburg (Schauenburg, später Bischof zu Regensburg) und 1368 bis 1396 Heinrich v. Hakenbrunn. Letzterer, ein Angehöriger des alten Adelsgeschlechtes v. Hakenbrunn (Hakenborn, Hockinborn), war bis 1364 Pfarrer in Aussig und sodann Kanonikus an der Pfarrkirche in Oppeln gewesen (Exk. Kl. XXXIII, 240).

Das aus Westphalen stammende Geschlecht v. Füllstein (Herbert v. Füllstein) legte sich nach der in Mähren erbauten Burg Füllstein das Prädikat bei. Das Familienwappen zeigt in Rot einen grünen Apfel, mit drei goldgriffigen Schwertern göpelförmig besteckt. Kleinod: Ein Pfauenwedel. Helmdecken rot-silbern. Wappenvariation: Schild wie vorher, nur der Apfel golden. Kleinod: Drei Straußfedern, eine goldene zwischen roten. Decken rot-golden. Eine weitere Wappenvariation: Schild wie bei der ersten Wappenvariation. Kleinod: Sechs wechselweise rote und silberne Straußfedern. Decken rot-silbern. (Siebmacher, Mähren, Tafel 24; vgl. auch Peter, Burgen, 152 fg.)

Das Wappen des uradeligen obersächsischen Dynastengeschlechtes v. Schönburg zeigt einen von Rot und Silber dreimal schrägrechts geteilten Schild und auf dem gekrönten Helme mit rot-silbernen Decken einen offenen Flug, der rechte Flügel schräglinks, der linke schrägrechts geteilt wie der Schild.

Als weitere adelige Pröbste von Leitmeritz sind zu nennen: Andreas v. Dobrawitz (3. Probst, nachher Bischof zu Olmütz), Smilo v. Wiczkow (15. Probst, nachher gleichfalls Bischof zu Olmütz), Benesch (Benediktus) v. Waldstein (27. Probst, vorher Professor der Weltweisheit an der Universität zu Prag, nachher Bischof zu Kamenz oder Kamin, gestorben zirka 1505), Kaspar v. Logow (32. Probst, nachher Bischof zu Wiener-Neustodt, später zu Breslau) und Wilhelm Prusinowsky v. Wiczkow (33. Probst, dann Bischof in Olmütz).

Die v. Doubrawitz sind ein Zweig der Beneschowitz, die im Wappenschild einen Pfeil hatten. — Das alte mährische Geschlecht v. Wiczkow (Prusinowsky v. Wiczkow) führte im Wappen einen gespaltenen Schild, vorne rot ohne Bild, hinten von Schwarz und Silber dreimal geteilt und auf dem Helme mit rot-silbernen Decken zwei wie die entsprechenden Schildeshälften gezeichnete Hörner. — Die dem Hause Marquard entstammenden Waldsteine haben erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts statt des ursprünglichen einen Löwen ein geviertetes Wappen mit vier Löwen (anfangs sämtlich rechts gewandt, später mit den Rücken nach außen) angenommen. — Das Wappen des alten schlesischen Geschlechtes v. Logau zeigt im silbernen Schilde einen beiderseits von einem blauen Rautenkranze begleiteten roten Balken und als Kleinod ein wie der Schild bezeichnetes Schirmbrett mit schwarzem Busch.

Als 38. Probst amtierte zu Leitmeritz von 1592 bis 1599 Franz Freiherr v. Dietrichstein (geboren 1570 zu Madrid), der in der Folge Bischof von Olmütz wurde und den Kardinalsrang erlangte (vgl. Dr. Schlenz, Geschichte des Bistums und der Diözese Leitmeritz, I, 55).

Das Dietrichsteinsche Wappen enthält zwei gerade, pfahlweise gestellte, mit dem Rücken gegeneinander

gewendete Winzermesser mit goldenen Heften in einem vom oberen rechten zum unteren linken Winkel schräggeteilten, oben goldenem, unten rotem Schilde.

Von 1617 bis 1621 war Johann Sixt v. Lerchenfeld Probst bei St. Stephan in Leitmeritz. Er entstammte einer angesehenen Patrizierfamilie der Prager Altstadt. Sein Vater war Ratsherr; er hieß vermutlich Sixtus und führte den Zunamen Scultetus. Johann Sixt v. Lerchenfeld erhielt als Hofkaplan gemeinsam mit seinem Vetter Georg Teycher d. d. 3. Oktober 1601 den Adelsstand mit dem Prädikate „v. Lerchenfeld".

Sein Amtsnachfolger Johann Tiburtius Kotwa v. Freyfeld (1629 bis 1637) war einer der eifrigsten katholischen Reformatoren; wegen seiner Beredsamkeit wird er der „böhmische Cicero" genannt. Unerschrocken predigte er als Prager Domherr auch nach dem Prager Fenstersturze (1618), als die Rebellen die Oberhand in Prag gewonnen hatten. Allerdings wurde er nach einer scharf gehaltenen Predigt in den Kerker geworfen (1620), wo er bis nach der Schlacht am Weißen Berge schmachtete. Aber mit umso größerem Eifer setzte er dann seine Tätigkeit fort. Er war es, der besonders auf den Herrschaften Waldsteins, im Friedländer und Reichenberger Gebiete, die ersten katholischen Pfarrer einführte. Wegen seiner rastlosen Tätigkeit und seiner vielen Verdienste war er als erster Bischof des von Waldstein geplanten Bistums in Gitschin und von Ferdinand II. für Leitmeritz in Aussicht genommen (Dr. Schlenz, 56). Johann Ctibor Kotwa v. Freyfeld verschied am 29. September 1637 und fand bei St. Michael in Prag seine letzte Ruhestätte.

Er war ein Sohn des Pilsner Bürgers Johann Kotwa (Job Kot), der d. d. Prag den 28. Dezember 1599 gemeinsam mit dem Rokitzaner Bürger Siegmund Czelestyn den Adelsstand (?) mit dem Prädikate „v. Freyfeld" (Freienfeld)*) und folgendem Wappen erhalten hatte: Schrägrechts durch einen goldenen Balken geteilt. Oben in Rot ein weißes Einhorn. Unten in Blau ein weißer Anker. Auf dem Stechhelme mit rechts rot-weißen, links blau-goldenen Decken zwei Adlerflügel, der rechte blau, der linke schwarz mit goldenem Schrägbalken (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 126, fol. 38). Bei der Adelsbestätigung d. d. Prag den 10. März 1605 ist der Schild schräglinks durch einen goldenen Balken geteilt, sonst aber wie vorhin bezeichnet. Der Stechhelm ist gekrönt mit rechts rot-weißen, links blau-goldenen Decken. Kleinod: Zwei Adlerflügel, der rechte blau, der linke rot, jeder mit goldenem Schrägbalken (Adelsarchiv, Saalbuch 12 b, fol. 638 v und 835).

Von älteren adeligen Domdechanten zu Leitmeritz seien erwähnt: Andreas v. Duba (vierter Domdechant, nachher Bischof zu Merseburg) und Wenzel v. Welhartitz (dreizehnter Domdechant, dann Geheimer Rat und Sekretär König Wladislaws und Ludwigs).

Ersterer entstammte dem berühmten böhmischen Magnatenhause Berka v. Duba, das im goldenen Wappenschilde zwei dürre abgehauene, oben und unten je dreimal geästete schwarze Baumstämme und auf dem gekrönten Helme mit schwarz-goldenen Decken als Kleinod einen geschlossenen, hinten schwarzen, vorne aber goldenen mit der Schildfigur belegten Flug führt. — Das uradelige, bereits um 1400 erloschene Geschlecht v. Welhartitz (Wilhartitz) benannte sich nach der Stammburg Wilhartitz im Bezirke Schüttenhofen. Wappen: In Silber schrägrechts eine rote Krone. Kleinod: Zwei natürliche Pfauenwedel in goldenen Federköchern aus der Helmkrone wachsend.

Im Jahre 1628 amtierte zu Leitmeritz Dechant Magister Andreas Damian Keinel (Künel) v. Breitenfels(d). Er weilte am 14. Jänner 1628 mit den Leitmeritzer Räten Johann Limpursky und Adam Reißker in Aussig, wo die Abordnung um Kollationierung der Abschriften der Leitmeritzer Privilegien bat (Exk. Kl., XXII, 210). Nähere Nachrichten über ihn fehlen.

Ueber die Zeit seiner Nobilitation und sein Wappen sind im Adelsarchive Wien keinerlei Aufzeichnungen vorhanden. Ob es sich vielleicht um ein Glied der Familie Kuntsch (Kunčik) v. Breitenwald handelt, die (nach A. Schimon) d. d. 3. Oktober 1596 mit Thomas Kuntsch den böhmischen Adel erlangt hatte? Auch über den von 1626 bis 1639 in Leitmeritz wirkenden Domdechant Coelestin (Nebesky) v. Kronfeld (Kronenfeld) waren keine näheren Daten zu erlangen. Im Adelsarchive Wien existieren keine ihn oder seine Familie betreffende Aufzeichnungen.

Der Leitmeritzer Domherr Thomas Pessina v. Czechorad, der zuvor von 1657 bis 1666 als Dechant zu Leitomischl wirkte, nachher Domherr an der Metropolitankirche St. Veit in Prag war und 1680 als Weihbischof von Prag und Bischof von Semendria sowie als Comes palatinus starb, war ein verdienter böhmischer Geschichtsschreiber (Sommer, V, 182). Thomas Pessina de Czechorad besaß das Gut Wobořitsch (SSW. Dobřisch), das er bei seinem Ableben dem von ihm 1675 gestifteten Paulanerkloster schenkte (Sommer, XVI, 224).

Die Zeit der Nobilitation der Familie Pessina v. Czechorad ist nicht genau bekannt. Die Angabe A. Schimons, daß Thomas Pessina 1670 den böhmischen Adel erhalten habe, scheint nicht zuzutreffen. Den Ritterstand mit dem Prädikate „v. Czechorad" erhielt d. d. Wien, den 15. März 1658, der Prager Domkapitular und Domkustos Dr. Wenzel Pessina. Das ihm gleichzeitig zuteilgewordene Wappen zeigt im blauen Wappenschilde einen weißen Anker mit Querholz und Ring, pfahlweise gestellt. Ueber dem Schilde erscheinen zwei gekrönte Turnierhelme mit blau-weißen Decken: Rechts ein offener Adlerflug mit blau-weißen Schwungfedern, dazwischen eine abgeschnittene Zunge, überhöht von fünf goldenen Sternen. Links ein weißer Adlerflug, dazwischen ein blauer Stern. (D.)

Im Jahre 1737 erscheint als Domherr bei St. Stephan in Leitmeritz Wenzel Adalbert Henniger v. Seeberg, Dechant in Lobochowitz (gestorben 14. August 1738), ein Sohn des Adam Franz Henniger v. Seeberg

*) Nach dem Copialbuch 89, fol. 168, erhielten Job Kot, Bürger zu Pilsen, und Siegmund Czelestyn, Bürger zu Rokitzan, am 29. Dezember 1599 nicht den Adels-, sondern nur einen Wappenbrief mit dem Prädikate „v. Freyfeld". (Vgl. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen i. B., XXXIX, Literaturbeilage.)

(1659 auf Stěnowitz, Horschitz, Čižowitz und Borek, 1678 Kreishauptmann zu Pilsen, gestorben 1697) und der Salomena Johanna Přichowsky v. Přichowitz. Wenzel Adalberts Bruder war Heinrich Anton Henniger v. Seeberg (gestorben 10. Juni 1724); dessen Sohn Johann Wenzel (geboren 5. Jänner 1700 zu Stěnowitz, Herr auf Horschitz, Přichowitz und Nacketen-Dörflas, gestorben 26. Oktober 1773 zu Přestitz, vermählt seit 21. Oktober 1727 mit M. Elisabeth Veronika Dobřensky v. Dobřenitz, geboren 29. Mai 1709, gestorben 19. Dezember 1767) ist der Vater des Hermann Henniger v. Seeberg (geboren 9. Mai 1743 zu Přestitz, gestorben 17. März 1779 St. Thomas, Prag), der 1775 Dechant in Tetschen war.

Das alte, angeblich aus Fulda in Hessen stammende Geschlecht Henninger v. Seeberg führt im Wappen in Rot schrägrechts hintereinander drei silberne Kugeln. Auf dem gekrönten Helme mit rot-silbernen Decken erscheint ein geschlossener, dem Schilde gleichbezeichneter Flug. (Siebm.-Merav., Tafel 43.)

In den Jahren 1735 bis 1759 war Josef Bernhard Freiherr Hieserle v. Chodau (geboren 14. Oktober 1707 in Billingen, ein Sohn des Hauptmannes Johann Ferdinand Freiherrn Hieserle v. Chodau und der M. Felicitas Meckh v. Balgheim) Domherr zu Leitmeritz. Im Jahre 1759 wurde er von königlich preußischen Truppen als Geisel nach Leipzig abgeführt. Im Jahre 1768 wird er als Canonicus Regius infulatus et Assessor Consistorialis Senior Capituli der Kathedralkirche bei St. Stephan bezeichnet. Er starb vermutlich 1776 als letzter Sprosse seines alten Hauses.

Schließlich sei noch einiger geistlicher Würdenträger, die als solche erst den Adel erlangten, Erwähnung getan.

Zunächst genannt sei Georg Barthold Pontanus v. Braitenberg. Dieser war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Brüx, und zwar auf der Burg „Landeswart" (heute Ruine auf dem Schloßberg) geboren, wurde nach seinem Eintritte in den Priesterstand 1581 Sekretär des Prager Erzbischofs Martin Medek, 1582 Domherr bei St. Veit in Prag und 1586 ebendort Domdechant, um 1593 Dompropst bei der Metropolitankirche und starb als Generalvikar des Prager Erstbistums am 20. Februar 1616. Als Probst erhielt er für sich und seinen jeweiligen Nachfolger d. d. Prag den 2. Februar 1596 ein besonderes Wappen. Bereits 1588 hatte ihn Kaiser Rudolf II. mit dem Dichterlorbeer beehrt und zum Dichter gekrönt. Als „poeta laureatus" erlangte er (nach A. Schimon) 1601 von Kaiser Rudolf den Adelstand mit dem schon vordem geführten (und gewiß von einem Comes palatinus verliehenen) Prädikate „v. Braitenberg" (Breitenbergk). Den lateinischen Beinamen Pontanus führte er nach seiner Vaterstadt Brüx. Georg Barthold besaß große Kenntnisse in der deutschen und lateinischen Redekunst, in der Geschichtskunde und Gottesgelehrsamkeit und hat sich „durch Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Frömmigkeit das Vertrauen des Kaisers und die allgemeine Hochachtung erworben". Er hinterließ eine beträchtliche Anzahl (mehr als 70) Schriften, meist Predigten, Gedichte und Geschichtswerke, darunter eine in lateinischen Versen verfaßte Geschichte der Vaterstadt Brüx, die übrigens mehr Gedicht als Geschichte ist. (Cori, Brüx, 210 fg.; vgl. auch „Erzgebirgs-Zeitung", XLII, 90 fg.)

Sein Wappen ist nach Králs „Heraldik" (S. 286) geteilt, oben blau, unten rot, darin auf grünem Berge ein silberner Zinnenturm, daraus wachsend ein silberner Engel, in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine goldene Strahlensonne. Kleinod: Der Engel wie im Schilde.

Der Prager Fürsterzbischof Theol. Dr. Daniel Josef Mayer v. Mayern (geboren 14. Jänner 1656 zu Wartenberg als Sohn des Fleischers Christoph Mayer, getauft den 16. Jänner 1656, von 1684 bis 1693 Pfarrer in Lichtenstadt, 1693 vom Prager Metropolitankapitel nach Prag berufen, seit 1701 Domprobst, seit 1711 Weihbischof, seit 7. Mai 1732 Erzbischof, gestorben 10. April 1733 zu Prag) erhielt nach Erk. Kl. XXIII, 173, bereits nach seiner Ernennung zum Domherrn 1701 den Adelstand; doch fehlen für diese Angabe authentische Belege.*) Nach anderer Meldung wurde er erst vermöge seiner Würde als Erzbischof adelig und hat daher weder einen Adels- noch Wappenbrief erhalten. Bekanntlich erhielt mit kaiserlichem Diplom d. d. Prag den 15. Juni 1603 der damalige Prager Erzbischof für sich und seine Nachfolger den Adelsstand (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 12 b, fol. 761) und d. d. Dienstag nach Invocavit 1605 wurde für den jeweiligen Erzbischof der Fürstenstand dekretiert. (Sch.) Ueber Dr. Daniel Josef Mayer vgl. Leipaer Heimatkunde, 578 bis 580, Erk. Kl. XXIII, 172 fg., XXIX, 163, u. a. Jhrg.

Der verdienstvolle Landesschulaufseher und nachmalige Leitmeritzer Bischof Ferdinand Kindermann Ritter v. Schulstein (geboren 27. September 1740 zu Königswalde bei Schluckenau, seit 10. Oktober 1790 Bischof in Leitmeritz, gestorben 25. Mai 1801) erhielt d. d. Wien den 18. April 1777 den Ritterstand mit dem Prädikate „v. Schulstein" und folgendem Wappen:

Ein durch einen blauen Querbalken geteilter Schild. Oben in Weiß auf grünem Grund nach links ein lichtbrauner Specht, auf dem linken Fuße stehend, mit dem rechten ein offenes Buch haltend, worin die Worte stehen: Rerum magistra secundum Normann. Unten in Gold gegeneinander zwei rote doppelschwänzige Löwen, mit ihren Vorderpranken einen Grundstein haltend. Zwei gekrönte Turnierhelme mit rechts blau-weißen, links rot-goldenen Decken: I. ein schwarzer Adler, mit den Buch-

*) Urkunden oder Aufzeichnungen betreffend eine im Jahre 1701 erfolgte Verleihung des Adelstandes mit dem Prädikate „v. Mayern" an einen Träger des Namens Mayer sind im Adelsarchive Wien nicht vorhanden.

staben M. T. (Maria Theresia) belegt; II. drei Straußfedern, eine goldene, blaue und weiße. (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 228, fol. 92 v.) Ueber Bischof Kindermann vgl. u. a. die Heimatkunde von Schluckenau, 203 bis 205.

Der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts (1812) in Böhmisch-Leipa als Dechant wirkende nachmalige Domprobst bei St. Veit in Prag Franz Pöllner (geboren 16. Juli 1773 zu Niklasdorf bei Kaaden, ordiniert 21. [23.] November 1798, gestorben 8. Februar 1848 in Prag) wurde mit Diplom d. d. Wien den 27. Dezember 1847 in den österreichischen Ritterstand erhoben.

Das ihm gleichzeitig verliehene Wappen wird im Diplom wie folgt beschrieben: „Ein nach der Länge in zwei gleiche Teile geteilter Schild. In der rechten silbernen Schildeshälfte ist eine rote Nelke mit grünem Schafte und vier Blättern. Die linke Schildeshälfte ist der Quere nach wieder in zwei Teile geteilt. Auf dem oberen roten Felde derselben erhebt sich aus dem mittleren dreyer grüner Hügel ein silbernes Patriarchenkreuz. Das untere blaue Feld durchzieht ein goldener Querbalken. Auf dem Schilde ruhen zwei offene gegeneinander gekehrte ritterliche Turnierhelme, jeder derselben mit goldenen Spangen und einem goldenen Halskleinode geziert, an dem rechten rote, an dem linken blaue Helmdecken, jene mit Silber, diese mit Gold tingiert. Jeder der beiden Helme ist mit einer goldenen Krone geschmückt und aus beiden ragen drei Straußfedern, und zwar: aus der Krone des rechten Helmes eine silberne zwischen zwei roten und aus der des linken Helmes eine goldene zwischen zwei blauen empor." (Adelsarchiv Wien.)

Franz de Paula Ritter v. Pöllner war erst Kaplan in Lobendau, dann von 1804 bis 1806 Kaplan in Gablonz a. N., wurde am 31. August 1806 Pfarrer in dem nahen Schumburg, am 24. März 1812 Dechant in Böhmisch-Leipa, erhielt am 7. September 1812 den Titel eines Domherrn beim Prager Metropolitankapitel, wurde am 26. Juli 1815 wirklicher Domherr in Prag, war von 1824 bis 1847 auch kaiserlicher Gymnasialstudiendirektor für Böhmen und bekleidete zur Zeit seines Ablebens das Ehrenamt eines Domprobstes bei St. Veit (vgl. Exk. Kl. IV., 161, XIX., 370, XXX., 40).

Der von 1821 bis 1848 in Böhmisch-Leipa amtierende Dechant Anton Krombholz (geboren 25. Oktober 1790 zu Nieder-Politz Nr. 20 als Sohn des Bauers Anton Krombholz und der Maria Elisabeth Ritschel aus Nieder-Politz [Matrik Ober-Politz], zum Priester geweiht am 13. März 1815, erst Professor am Priesterseminare in Leitmeritz, seit 1850 Sektionsrat im Unterrichtsministerium in Wien, dort gestorben als kaiserlicher Hofrat am 26. Februar 1869) erhielt am 22. April 1854 das Ritterkreuz des Ordens der Eisernen Krone und daraufhin den österreichischen Ritterstand. Im Adelsarchive Wien ist über die Verleihung des Ritterstandes an Anton Krombholz keinerlei Aufzeichnung vorhanden (Mitteilung des Vorstandes des Adelsarchives). Ueber Anton Ritter v. Krombholz vgl. die Leipaer Heimatkunde, 602 bis 604, sowie F. Thomas, Kleine Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens, 39 bis 41.

Der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Leitmeritz lebende Domdechant P. Bartholmäus Pečinsky v. Pečin (Piezinsky v. Piezin) erlangte nebst seinen Brüdern Wenzel und Blasius mit Diplom d. d. Augsburg, den 29. Mai 1559, einen Wappenbrief (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 286 fol. 171).

Das ihm verliehene Wappen zeigt unten einen blauen Dreiberg, darüber vier Balken, weiß, blau, golden, schwarz. Auf dem Berge über den Balken ein flügelloser Drache mit zwei spitzen Hörnern und Halsband. Gekrönter Stechhelm mit rechts goldschwarzen, links weißblauen Decken. Kleinod: Der Drache wachsend zwischen zwei Büffelhörnern, das rechte Schwarz, über Gold, das linke Weiß über Blau geteilt, jedes mit drei Lilien in denselben Farben besteckt. (D.)

Bartholomäus v. Pezino starb 1573 und wurde in der Kirche St. Johann der Täufer in Leitmeritz beigesetzt, wie nachstehende Grabschrift bezeugt: „A. D. 1573 Feria III. post Epiphanium Domini obiit Rdmus Dnus Bartholomaeus a Pezino, Doctor Canon., Decanus Eccles. S. Stephan. Litomer". (Schaller, V, 35.)

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1744) war in Leitmeritz als Domdechant Johann Wenzel Regner stationiert; er bekam mit Diplom d. d. Wien den 10. Oktober 1750 den Ritterstand mit dem Prädikate „v. Regenthal" (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 192, fol. 528).

Sein damals erlangtes Wappen ist geviertet; 1. und 4. in Blau zwischen zwei Felsen auf grünem Hügel ein Palmbaum, darüber ein Regenbogen; 2. und 3. in Weiß einwärts ein Turnierpferd springend. Gekrönter Turnierhelm mit rechts weiß-blauen, links weiß-roten Decken. Kleinod: Ein schwarzer Adler, einen grünen Palmzweig im Schnabel. (D.)

Der 1585 bei der Leitmeritzer St. Stephanskirche bestellte Probst Wolfgang Sylvan erhielt in diesem Jahre nebst seinem Bruder Niklas sowie dem Friedrich Sylvan v. Teyna horschowsky (d. h. aus Horschow Tein) und Clemens Libek den Adelsstand mit dem Prädikate „v. Feldenstein" (Adelsarchiv Wien, Saalbuch 12 b, fol. 119).

Das ihm 1585 verliehene Wappen ist geviertet; 1. und 4. in Blau eine goldene Lilie; 2. und 3. gespalten, rechts in Rot drei schräglinke Balken, die zwei äußeren weiß, der mittlere schwarz; links in Gold aus einer weißen Wolke nach rechts springend ein weißes Lamm. Gekrönter Stechhelm mit rechts gold-blauen, links rot-weißen Decken. Kleinod: Zwei schwarze Adlerflügel, der rechte mit zwei schräglinken Balken, der untere weiß, der obere rot; der linke mit zwei schrägrechten Balken, der untere golden, der obere blau. Dazwischen ein Kreuz, rechts rot mit weißen Enden, links weiß mit roten Enden. (D.)

Propst Wolfgang Sylvan wird weder in Lipperts Geschichte von Leitmeritz noch in der Bibliographie Dr. Siberts erwähnt. In Kratzau bei Reichenberg lebte von 1681 bis 1698 Pfarrer Franz Friedrich Sylvan v. Feldenstein (Feldstein); er verschied daselbst auch am 4. Juli 1698, 45 Jahre alt (Matrik Kratzau; vgl. auch Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde, XI, 7).

In Kaaden waltete in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Martin Pfeiffer v. Heiselsberg als Dechant. Er wurde in der Folge Domdechant in Prag und Hofprediger Kaiser Rudolfs II. und starb 1604.

Als Dechant an der Prager Metropolitankirche erhielt Martin Pfeiffer nebst seinem Bruder Kaspar und seinem Neffen Matthäus d. d. 4. Mai 1596 den böhmischen Adelsstand mit dem Prädikate „v. Heiselsberg" (Heuselberg, Heisselberg).

Der Pfarre Görkau stand in den Jahren 1656 bis 1705 Johann Franz Wittig v. Streitenfeld als Dechant vor. Er war 1619 zu Niederwalde i. Schl. geboren und hatte in Prag studiert. Gestorben ist er als Personaldechant und Kreisvikär am 5. März 1705 (Komotauer Heimatskunde, 503 bis 504). Im Jahre 1695 hat er die St. Anna-Kapelle in Görkau neu erbauen lassen. Eine am 17. Juni 1779 in den Knopf der St. Anna-Kapelle eingelegte Gedenkurkunde enthält nachstehende Mitteilungen: „Diese Kapelle hat vom Grunde neu errichtet der Hochwürdige, Wohl Edlgeborene und Hochgelehrte Herr Johann Franz Wittig a Streitenfeld, der freyen Künste und Philosophie Magister, wie auch der hl. Gottesgelehrtheit Baccalaureus formatus, Dechant und Pfarrer in Görkau, auch der Prager Erzdiöceß des Saazer Kreises diesseits der Eger angestellter Vicarius foraneus, im Jahre 1695. Derselbe war in Schlesien zu Niederwalde 1619 geboren, erlernte die kleinen und hohen Schulen zu Prag, wo ihm mit anderen Treuen und Tapferen Studenten zeit der Schwedischen Belagerung (1648) im Jahre 1657 der Titel a Streitenfeld von Seiner Majestät Kaiser Ferdinand III. ist beigelegt worden. Er legte auch 1000 Florin im Seminario zu Komotau nieder auf eine Fundation für arme Studenten aus seiner Freundschaft oder nach Absterben dieser für dasige (Görkauer) arme Bürgerskinder. Weil aber die Schulen zu Komotau aufgehoben worden, weiß man noch nicht, wohin die Fundationsgelder werden verwendet werden. Das sich zugeeignet Jus Patronatus hat er dem dasigen Wohllöbl. Magistrat übergeben..." Anschließend folgt die Uebergabsurkunde vom 12. April 1696. (Komotauer Heimatkunde.)

Josef Hofmann:

Etwas über ländliche Bauten im Erzgebirge.

Es ist sehr schade, daß sich noch kein heimatbegeisterter Baumensch gefunden hat, welcher mit klugem und sachkundigem Blicke die Schönheit und Eigenart der zahlreichen im Erzgebirge befindlichen Bauten erfaßt und in Bild und Wort beschrieben hat.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich bisher hauptsächlich mit den Bauten des Egerländer Gebietes befaßt, doch hat er auf seinen zahlreichen frohen Wanderfahrten in dem herrlichen Erzgebirge und dessen Vorbergen dennoch eine Reihe von Gebäuden skizziert oder abgeknipst und mit heimgenommen. Einige der so entstandenen Bilder seien nun dieser kurzen Abhandlung beigegeben.

Die älteren Bauten des Erzgebirges, das sind die vor dem Jahre 1850 errichteten, sind äußerlich sehr verschieden. Doch fügen sie sich stets gar prächtig in die Landschaft ein und bilden mit derselben ein schönes Ganzes.

Man kann dieselben verschieden einteilen. Einmal in städtische und ländliche, das zweitemal in kirchliche und profane, das drittemal in solche, welche von der Bauart des böhmischen Mittelgebirges, des Egerlandes oder des benachbarten Sachsens beeinflußt erscheinen und das viertemal endlich in bäuerlichbürgerliche und Zweckbauten, nämlich vorzüglich der Spitzen-, Handschuh- oder Berginduſtrie dienende.

Da Fabriksgebäude aller Art dem Auge niemals ein Labsal bieten, ja nur allzuoft das Landschaftsbild verunstalten, kommen dieselben für diese Abhandlung nicht in Betracht. In derselben soll hauptsächlich nur von älteren ländlichen Gebäuden gesprochen und sollen einige bürgerliche und adelige Häuser nur gestreift werden.

Eine wichtige und selbstverständliche Eigenart der kleineren Wohngebäude des Erzgebirges ist es, daß sie genügend Schutz gegen das rauhe Klima und den oft meterhoch angewehten Schnee bieten.

Deshalb finden wir auch viele Häuser derart angeordnet, daß das Satteldach auf der einen Seite entweder völlig bis auf den Erdboden oder doch wenigstens bis zum Traggebälke des ersten Stockwerkes herabreichen. Man sagt in letzterem Falle: „Das Haus ist auf den halben Gaden erbaut!" Das weit herabreichende Dach bietet im ersteren Falle nicht nur den verlangten Wetterschutz, sondern schafft auch zu ebener Erde einen Raum, in dem man verschiedene Dinge, als Feldgeräte, Schlitten, Brennholz und dergleichen bergen kann. Im zweiten Falle erscheint das erste Stockwerk nur auf der einen Hausseite ausgebaut Wohngebäude rechts und auf der anderen Sattelseite reicht das Dach bis zum Kranzgesimse über dem Erdgeschoß (Abb. 7).

Dieselbe Bauart findet sich auch im sächsischen Erzgebirge, in Thüringen und dem Vogtlande, aus welchen Gegenden ja bekanntlich zur Zeit des Aufblühens des Bergbaues eine lebhafte Einwanderung erfolgte. Von hier rückten dann viele der Zugereisten im Verlaufe der Zeit in die Vorlande bis über die Eger vor und brachten ihre Bauart mit sich.

Daß diese Bauten — wenigstens die vor 1850 entstandenen — entweder ganz oder doch zum größten Teile aus Holz hergestellt waren, welch

letzteres ja im Erzgebirge früher in Menge leicht und billig zu haben war, ist selbstverständlich.

Zum Schutze gegen den Zugwind und die sich im Winter vor den Häusern türmenden Schneemassen wurde, und wird auch heute noch, ein hölzerner Vorbau vor die Haustüre gesetzt und so der Aus- und Zugang zum Hause freigehalten.

Wenn aber derartig konstruierte Bauten in die Ebene herabrücken — wir finden sie am Fuße des Gebirges bis meilenweit in das flache Land — ist der Wetterschutz nicht mehr notwendig, weshalb dann sowohl dieser Vorbau als auch zumeist das bis auf den Erdboden herabreichende Dach entfällt.

Handelt es sich um größere Hofgebäude, dann mischt sich der Erzgebirgsstil mit dem des Flachlandes. Ein solches Beispiel zeigt unsere Abb. 3, das ein Hofgebäude in Münchhof, erbaut um 1780, darstellt. (Gegend von Chodau.) Bei demselben ist deutlich erkennbar, daß der Egerländer Vierkanntbau lebhaft und bestimmend eingewirkt hat.

Auch Abb. 8 (Hochzeitszug im Vorgebirge des Peintlberges, und zwar in Dotterwies) zeigt uns einen alten Hof. Bei demselben ist aber, was den Grundriß anbelangt, der slawische Einfluß erkennbar.

Die Giebelwände der Häuser sind stets mit Brettern verschalt, doch reicht dieser einfache Schutz in den höheren Lagen nicht aus, weshalb auf diese Verschalung noch eine zweite aus geteerter Pappe, kleinen, wie Schuppen aussehenden Holztäfelchen oder, bei besseren Bauten, aus Schieferplatten aufgenagelt wird. Auch die anderen Wände sind hie und da in dieser Weise doppelt geschützt. Diese Verschalung gibt den Häusern einen eigenartigen Charakter.

Größere Bauten führen oftmals im Erdgeschoß Steinmauern, doch ist diese Bauweise noch nicht sehr alt. Holzbauten kamen früher billiger zu

Abb. 85. Haus im Dorfe Weingarten
zwischen Görkau und Platten. (Offener Gang, Arkaden.)
(Aufnahme des Josef Hofmann, Karlsbad.)

stehen als solche aus Ziegeln und hielten die Wohnräume auch behaglicher warm. Das erste Stockwerk der besseren Gebäude ist zumeist in Fachwerk gehalten, welches aus Holzbalken konstruiert und mit Lehm ausgefüllt wird. Eines der schönsten Beispiele eines Erzgebirgsfachwerkbaues ist das alte Rathaus zu Konradsgrün, dem heutigen Sankt Joachimstal. Neben dem Rathause steht ein turmartiger Bau, der als Gemeindekotter diente. Bei all diesen Erzgebirgsfachwerken spielt das liegende Balkenkreuz (Andreaskreuz) eine hervorragende Rolle. Auch bei dem eben erwähnten Rathause findet sich dasselbe vor.

Andere Beispiele schöner Holzarchitektur finden sich besonders am Fuße des Erzgebirges in

wohlhabenden Ortschaften. Die Balkenkonstruktion ist hier jedoch schon mehr oder weniger an die Egerländer Art angelehnt. Als Beispiel sei ein Hofgebäude in Hammerhäuser bei Neudeck angeführt (Abb. 4).

Echt erzgebirgisch ist das in Abb. 6 wiedergegebene Bild eines alten Hauses in Schönwald am Keilbergfuße, vor dem ein altes Weiblein beim Klöppelsacke sitzt. Hier ist die Holzarchitektur, wie es eben zumeist der Fall war, sehr einfach, also nur rein konstruktiv gehalten.

Auch das alte Gasthaus auf dem Fuhrmannsbilde (Abb. 2) ist ein echt Erzgebirger Bau.

Ebenso einfach, wenn auch oft in bedeutenderer Größe errichtet, sind die ländlichen Gebäude der Kaaden-Komotau-Brüxer Gegend, deren Bauart an vielen Stellen in die Erzgebirgstäler hinaufrückt. Als Beispiel sei hier ein Haus in Weingarten (zwischen Görkau und Platten) angeführt. Gebäude dieser Art zeigen gewöhnlich im ersten Stockwerke einen offenen Gang, der „Pawlatschen" heißt (Abb. 85).

Die Tür- und Fensterbildung der sich dem Egerländer Stile nähernden Gebäude ist aus Abb. 86 ersichtlich, welche uns auch deshalb sehr wertvoll ist, weil es auch das Bild des leider zu früh verstorbenen Erzgebirgsdichters Oskar Grimm (Oberlehrers in Janessen bei Karlsbad) zeigt.

Die einfacheren Holzbauten führen keinen architektonischen Fenster- und Türschmuck. Ebenso wenig auch die sogenannten Arkadenbauten, von denen nun die Rede sein wird.

Im östlichen Teile des Erzgebirges ist der Einfluß der Mittelgebirgsbauten deutlich erkennbar. Das beste Kennzeichen der letzteren sind die sogenannten Arkaden, das sind vor die Fensterwand gerückte Stützen, welche oben beiderseitig durch Streben gefestigt erscheinen. Als Beispiele diene die Abb. 87, die einen Teil eines Arkadenbaues in Frühbuß wiedergibt. Wir ersehen besonders aus dem letzterwähnten Bilde, daß die Arkadenstreben und der Gebälkabschluß über denselben mit Brettern verschalt sind, welche zur Zierde wellig oder gezackt gesäumt erscheinen.

Sehr häufig schlichtet man im Herbste zwischen die Arkaden, gerade nur die Fenster freilassend, das Brennholz auf und schafft auf diese Weise für den Winter eine schützende Doppelwand.

Bei vielen Bauten des Erzgebirges, besonders aber denen, welche sächsischen Einfluß zeigen,

Abb. 86. Fenster- und Türumrahmung
in dem vom Egerländer Stile beeinflußten Hause. (Sitzend: der Erzgebirger Volksdichter Oskar Grimm.)
(Aufnahme des Josef Hofmann, Karlsbad.)

(Fortsetzung des Erzgebirge-Sonderheftes in der April-Folge.)

Einwand erheben; die Behörden werden, wenn irgend möglich, in derselben Sprache antworten.

2. Die zurzeit bestehenden deutschen Schulen in Swakopmund und Windhoek für eine Uebergangszeit von zwei Jahren durch Beihilfen nach dem Pfund Sterling-System unterstützen. Die Schulen unterstehen der Inspektion der Regierung, und das Lehrziel der Klassen muß zum wenigsten dem Lehrziel der entsprechenden Klassen in den Regierungsschulen gleichkommen.

3. Die deutschen Kirchen und die deutschen Missionen haben bisher und werden künftig von der Verwaltung von Südwestafrika eine wohlwollende Behandlung erfahren.

4. Die in der Südafrikanischen Union geltenden Einwanderungsgesetze werden in Südwestafrika zur Anwendung gelangen. Im Rahmen dieser Gesetze werden Deutsche willkommen sein.

5. Die Verwaltung wird die Frage prüfen, auf welchem Wege die finanziellen Schwierigkeiten der deutschen Verwertungsvereinigungen und ihres Verbandes gelöst werden können, und wird ernstlich die Möglichkeit, ihnen Beistand zu leisten, erwägen.

6. Es wird anerkannt, daß die Bestellung eines deutschen Mitgliedes sowohl beim Landamt (Land Board) als auch in der Verwaltung der Landwirtschaftsbank (Land and Agricultural Bank of Sonth West Afrika) erwünscht ist. Zu diesem Zweck wird die Verwaltung, sobald eine Gelegenheit sich bietet, Schritte ergreifen.

7. Die Verwaltung verfolgt ferner die Politik:

a) Swakopmund als ersten Seebadeort in Südwestafrika zu entwickeln, b) aus ihm einen Schulmittelpunkt zu machen, c) es durch Beschleunigung des Passagierverkehres zwischen Swakopmund und Walfischbucht zum Wohnort von Walfischbucht zu machen.

8. Die Verwaltung ist unter gewissen Bedingungen bereit, die Pensionen zu übernehmen, auf die Beamte des ehemaligen Deutschen Gouvernements, die noch in Südwestafrika wohnen, Anspruch haben.

9. Das Arbeiter-Unfall-Entschädigungsgesetz der Union wird demnächst auf das Mandatsgebiet ausgedehnt werden.

10. Die Deutschen in Südwestafrika und ihre Nachkommen werden während der nächsten 30 Jahre unter keinen Umständen zum Militärdienst gegen das Deutsche Reich verpflichtet werden.

Dies ist kurz der Inhalt eines Memorandums, das am 23. Oktober 1923 von Dr. Haas vom Auswärtigen Amt, Dr. Ruppel vom Wiederaufbauministerium und General Smuts unterzeichnet wurde.

Das zweite Schriftstück

ist ein Brief General Smuts an Herrn de Haas, in dem unter andern erklärt wird:

„Der erfolgreiche Ausgang unserer Besprechungen ist ein weiteres kleines Zeichen des guten Willens, den die Regierung der Union seit dem Abschluß des Friedensvertrages in ihren Beziehungen zu ihren früheren Feinden betätigt hat. Ich freue mich, anerkennen zu können, daß dieser gute Wille von Ihrer Seite in vollem Maße erwidert worden ist."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Das Los der Einwanderer!

Die Mehrzahl von Nachkriegseinwanderer sind intelligente Leute, männliche und weibliche, mit hoher Schulbildung. Durch die Verhältnisse wurden sie gezwungen, nach Amerika auszuwandern, um hier ihr Glück zu suchen. Sehr viele sind auf sich selbst angewiesen und stehen hier in der Fremde ohne jede Hilfe. Der Landessprache unkundig, kämpfen sie um ihr Dasein, und statt von ihren Landsleuten mit Rat und Tat unterstützt zu werden, erfahren viele das Gegenteil. Das Resultat ist, daß sie, statt in ihrem Fache Arbeit zu bekommen, gezwungen sind, Stellen als Porter, Geschirrwascher, Taglöhner usw. anzunehmen, um sich vor dem Untergange zu retten. Und so wird hier in der neuen Heimat ihre Existenz wieder vernichtet. Ich schreibe dies aus eigener Erfahrung. Es wäre höchste Zeit, Mittel und Wege zu finden, wie schon von einigen vorgeschlagen wurde, vielleicht eine wirkliche deutsche, organisierte Arbeitsvermittlung zu gründen, denn Tausenden könnte da geholfen werden. Auf diese Weise könnte man auch leichter das Deutschtum wieder emporbringen.

Oesterreicher-Vereine im Auslande.

Milwaukee.

Oesterr. K. U. V. „Edelweiß". Eines ausgezeichneten Besuches erfreuen sich die jeden Mittwoch abgehaltenen Versammlungen des österr. K. U. V. „Edelweiß". In gewohnter Weise führt der beliebte und rührige Präsident John Unz den Vorsitz. In ganz ungewöhnlicher Weise bekommt der Verein frischen Zuwachs. Als neue Mitglieder wurden in der letzten Zeit fast 30 eingeführt und aufgenommen.

New-York.

Ein Deutsch-Völkischer Verband ist in New-York im Werden begriffen. Näheres an Willy Luttheroth, 500 Bloomfield Str., Hoboken, N. J.

St. Louis (Miss.).

Oesterreichischer Damenverein. Der Verein hielt anfangs Jänner seine regelmäßige Versammlung ab; die wiedererwählten Beamten wurden von der Exvizepräsidentin Frau Johanna Schuell in ihre Aemter eingeführt. Die Beamten sind: Frau Rosa Schwäger, Präsidentin; Frau Marie Martin, Vizepräsidentin; Frau Klara Jenn, Protokollsekretärin; Frau Augusta Günthel, Finanzsekretärin; Frau Karoline Koepel, Schatzmeisterin; Frau Anna Dressel und Frau Katharina Kugler, Verwalterinnen. — Der Oesterreichische Damenverein ladet alle österreichischen Frauen und Mädchen sowie auch Frauen, deren Mann ein Oesterreicher ist, ein, sich anzuschließen. Versammlung jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat, 2 Uhr nachmittags, in der Schweizerhalle, Jowa Ave. und Arsenal Str.

Brooklyn.

Oesterr. Männer-K.-U.-V. Der Verein hielt kürzlich seine jährliche Generalversammlung ab. Der Finanzbericht verzeichnet einen Ueberschuß von 1100 Dollar, so daß das heutige Vereinsvermögen, bei einer Mitgliederschaft von 164, bereits 12.120·91 Dollar beträgt. Dem Finanzsekretär Henry Jung sowie dem Vorstand wurde herzlich gedankt für die geleisteten Dienste. Die Beamtenwahl ergab folgendes Resultat: Alois Fink, Präsident; Andreas Stonitsch, Vizepräsident; Henry Jung, Finanzsekretär; Franz Reitter, Schatzmeister; Hans Ramor, Protokollsekretär. Der Verein hält am 10. Mai 1924 im Brooklyner Labor Lyceum sein 20jähriges Stiftungsfest, verbunden mit Fahnenweihe.

Mitteilungen des Blattes.

Waldviertel!

Heimatland — Jugendland! Alte Waldmark — jetzt wieder Grenzland! Ein Heimatbuch soll dir erstehen, deiner würdig!

Viele der Besten arbeiten daran uneigennützig mit, meist deine Söhne! Deine Wesensart, deine Vergangenheit und Gegenwart, deine lange Kultur, deine Sitten und Bräuche, der Fleiß deiner Söhne, sie haben die tüchtigsten Schilderer gefunden.

Waldviertler, die Ihr Eure Heimat so innig liebt, ein echtes Heimatbuch, ein Gesundbrunnen für Leib und Seele, reift der Vollendung entgegen!

Als echtes Volksbuch soll es auch jedermann zugänglich sein im Preise und in der Darstellung jedem verständlich, ein Buch für die Schule und das Haus!

Im Rahmen der Zeitschrift erscheint es im September als Sammelheft (September-Oktoberfolge, Bezugsgebühr 1924 70.000 K.; alte Abnehmer zahlen 20.000 K. nach) und als Buch 640 Seiten stark, mit zahlreichen Bildern, Kunstbeilagen und Karten ausgestattet, vornehm gebunden. Der Preis des Buches allein stellt sich ohne Postgebühr bei Vorbestellung und Einzahlung des Betrages bis 5. Mai l. J. auf 90.000 K., allfällige Preiserhöhung, die sich durch Erhöhung der Herstellungskosten während des Druckes ergeben, vorbehalten.

Alle Waldviertler, die ihre Heimat lieben, werden gebeten, durch Bestellung des Buches und Werbearbeit die Absicht zu fördern, der Heimat ein würdiges Denkmal zu setzen, alle jene, die frohe Stunden in diesem schönen Viertel verlebten und alle jene, die den Heimatgedanken hegen und pflegen, von diesem Gesichtspunkte aus um Förderung des Unternehmens durch Bestellung des Werkes gebeten: Es wird ein Buch für die Schule und das Volk!

Vorläufige Liste der Mitarbeiter: Bodenbeschreibung: Professor Dr. Rudolf Rosenkranz. Erdgeschichte: Dr. Leo Waldmann, Assistent am geologischen Institut der Universität. Mineralvorkommen: Franz Silberhuber, Direktor der Lehrerbildungsanstalt Krems. Pflanzenwelt: Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vierpapper. Tierwelt: Dr. Otto Wettstein, Kustos am Naturistorischen Museum Wien. Urgeschichte: Dr. phil. Anton Hrodegh, Pfarrer, Schwarzau im Gebirge. Krahuletz und sein Museum in Eggenburg: Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg. Geschichte: Dr. Karl Lechner, Landesarchivbeamter, Wien. Geschichte der Stadt Krems und der Wachau: Dr. Hans Plöckinger, Professor an der Lehrerbildungsanstalt Krems. Verödete Burgen und Schlösser, Ortschaften und Kirchen: Alois Plesser, Dechant, Klein-Pöchlarn. Münzkundliches: Dr. Fritz Dworschak, Kustos am Kunsthistorischen Museum, Wien. Kunst- und Baudenkmale: Dr. Karl Holey, Hochschulprofessor, Generalkonservator des Bundesdenkmalamtes. Josef Mildner und die Guttenbrunner Glashütte: Kommerzialrat Josef Ofer, Krems. Die bäuerlichen Glasmalereibilder: Stephan Biedermann, Pfarrer, Nieder-Grünbach. Hamerling und seine Gedenkstätten in der Heimat: J. Alram, Direktor, Wien. Das Waldviertel im deutschen Schrifttum: Dr. Heinrich Güttenberger, Landesschulinspektor, Wien. Wirtschaftsleben: Dr. Karl Starkl. Uhrenindustrie: Alois Irk, Regierungsrat, Direktor, Karlstein. Landwirtschaft und Viehzucht: P. Werner Deibl, Wirtschaftsdirektor, Stift Zwettl. Forst- und Jagdwesen: Hofrat Adam. Volkskundliches: Professor Dr. Heinrich Rauscher, Waidhofen a. d. Thaya. Sagen: Karl Süß, Schuldirektor d. R. Lautenlieder: Professor Süß, Krems.

Heimatkunde St. Georgen a. Reit—Groß-Hollenstein—Opponitz—Prolling im Ybbstale.

An die

Freunde der Heimat und des Ybbstales!

Eines der schönsten Täler Niederösterreichs ist das Ybbstal! In reizender Lage, im oberen und mittleren Flußgebiete, liegen in prächtiger Umgebung die Orte St. Georgen a. R., Groß-Hollenstein, Opponitz und Prolling. Hoch hinauf und tief im Gebirge liegen zerstreut die Bauernhäuser und Keuschen obiger Gemeinden.

Als Sohn des Ybbstales habe ich vor einigen Jahren eine Heimatkunde Göstling herausgegeben, die sich der größten Verbreitung erfreute und heute nahezu vergriffen ist. Fast 3000 Bände wurden abgesetzt. Und nun habe ich, unterstützt von einer Reihe wackerer Mitarbeiter, eine in jeder Richtung erschöpfende Heimatkunde der vorgenannten Gemeinden nahezu fertiggestellt und geht dieselbe binnen kurzem nach Sicherstellung einer bestimmten Auflage (2000) in Druck, die Fertigstellung erfolgt ungefähr bis September.

Das Buch wird mindestens 700 Seiten umfassen, gegen 150 reizende Bilder und verschiedene Karten bringen und geschmackvoll gebunden sein.

Der Preis des Buches stellt sich ohne Postgebühr bei Vorbestellung und Einzahlung des Betrages bis 1. Mai l. J. auf 55.000 K., allfällige Preiserhöhungen, die sich durch Erhöhung der Herstellungskosten während des Druckes ergeben, vorbehalten, jedenfalls wird der Vorbestellungspreis bedeutend niedriger sein als der Verkaufspreis nach Erscheinen des Buches.

Dr. Eduard Stepan.

Sturm gegen „Deutschland über alles".

Sobald der Unterhaltungs-Rundfunk in Deutschland das Lied „Deutschland über alles" erschallen läßt, setzt „irgend jemand irgendwo" störende Wellen in Bewegung. man meint, es sei doch nicht im Versailler Vertrag verboten, das Lied zu spielen, und so erschallt es tagtäglich zwei- oder dreimal übers Radio. Trotzdem ist, sobald das Lied anfängt, in der Luft über ganz Europa der Teufel los und es besteht, wie der Schreiber versichert, ein sich stetig verstärkender Verdacht, daß die störenden Wellen „von irgendwo in der Richtung des Eiffelturms in Paris" kommen.

Verlag „Deutsches Vaterland".

Durch den Verlag der Zeitschrift können bezogen werden:

„Neu-Oesterreich", das Werk des Friedens von Saint-Germain. Seine Kultur, Bodenschätze, Wirtschaftsleben und Landschaftsbilder. Zusammengestellt von Dr. Eduard Stepan. Verlag Van Looy, Amsterdam, Prachtausgabe 250.000 K., Volksausgabe (gebunden) 120.000 K für Abnehmer der Zeitschrift.

Die Gottesgeige. Erzählungen aus dem Sulmtale. Von Ida Maria Deschmann. 172 Seiten stark, hübsch gebunden. 20.000 K.

„Hulzschnitt", von Josef Reichl, 5000 K.

„Elsaß-Lothringen", Sonderheft in vornehmer Ausstattung, holzfreies Papier, 5000 K.

Burgenland. Heimatkunde, Festschrift 15.000 und 20.000 K.

„Nero", ein Bühnenspiel von Franz C. Franchy, 2000 K.

„Heimatkunde Göstling" von Dr. Eduard Stepan, gebunden 20.000 K.

„Holland—Oesterreich", Sonderheft 3 hol. fl.

Siebenbürger Sachsen. Bestes Sammelwerk über Land und Leute von Siebenbürgen. 40.000 K

„Deutsches Vaterland", Jahrgang 1920 bis 1923 100.000 K; 1921 bis 1923 70.000 K; 1924 mit Aufschlag für das Buch „Waldviertel" 70.000 K.

Hiezu bei Versandt Postspesen.

Oesterreichische Druck- und Verlagsgesellschaft m. b. H., Wien, 8. Bez., Josefsgasse 4.